



Oberschlesische Sagen

Nacherzählt

von

Paul und Hildegard Knötel



Carl Stinina - Phönix-Verlag
Leipzig und Bannowitz

R. Knötel

Dieses Buch gehört:



~~Nr. 494~~

Oberschlesische Sagen

Nacherzählt

von

Paul und Hildegard Knötel

Mit Bildern von Paul Knötel



Carl Siminna
Phönix-Verlag
Leipzig und Kattowitz
1907

Landes-Heil-
Pflegeramt
Leipzig i. Schl.
Dienst-Verwaltung
Preuss. Provinz

K 46

1250/59



30;

Alle Rechte vorbehalten

Bibl. Nav.

Ab. ks. 206

Bz 59251
635266I

15. 6. 59 r.

~~2. - 24.~~

Unseren Fünf

1912

Vorwort

Unseren Kindern widmen wir dieses Buch. Wenn Vater oder Mutter ihnen Geschichten, Sagen oder Märchen erzählen, dann wird die sonst so laute Gesellschaft andächtig still und lauscht aufmerksam unseren Worten. So werden wohl auch andere Kinder — und wir hoffen recht viele — im Lande Oberschlesien gern lesen mögen, was die Phantasie seines Volkes in schlichter Weise aus geschichtlichen Vorgängen und Ereignissen des täglichen Lebens zu Sagen geformt hat. Sagen liest und hört jedes Kind gern; vertrauter aber klingen sie ihm, wenn die eigene Heimat darin vorkommt, wenn bekannte Namen und bekannte Stätten darin erscheinen.

Aber nicht nur für Kinder soll dieses Buch sein. Sehr viele Leser unserer Volksbüchereien, besonders der auf dem Lande, verlangen erfahrungsgemäß zunächst Sagen und Märchen. Auch ihnen werden vielleicht die hier gesammelten Sagen lieber und vertrauter sein, als manche größere und bessere Sammlung, da ja auch zu ihnen damit die Heimat spricht.

Auch manch' Erwachsener aus den gebildeten Kreisen läßt heute ein Sagenbuch nicht achtlos liegen. Denn auch in seinen Sagen offenbart sich des Volkes Eigenart, auch sie sind ein Mittel, die Volksseele kennen zu lernen. Und das Studium des Volkes in seinen breitesten Massen steht heute recht eigentlich im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.

Für diese Leser noch ein paar Worte.

Sage ist Dichtung. Wenn wir es heute mit Recht verurteilen, an den Schöpfungen der Dichter, und wäre es auch ad usum delphini, herumzumodeln und zu verbessern, so muß uns auch die Sage heilig sein. Jeder fremde Aufpuß, so schön er auch zunächst erscheinen mag, muß vermieden, schlicht wie das Volk berichtet, muß sie erzählt werden.

Das gilt besonders von den geschichtlichen Sagen. Hier hat sich der Erzähler zu hüten, in Geschichtskonstruktionen zu verfallen. Deswegen ist die Erzählung von Friedrichs des Großen Lebensrettung nach dem Bericht gegeben, den die Nachkommen der Rosalie Schreier (1826) in ihrer Eingabe machten, nicht nach der wahrscheinlich zuerst von Falck (Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen, Brieg 1860) zurechtgestutzten Fassung. Deshalb sind in der Gleiwitzer Sage die Schweden als die Belagerer bezeichnet, nicht wie es geschichtlich ist, die Mansfelder. Die sind der Vergessen-

heit anheimgefallen, der Schwede dagegen lebt als der Zerstörer in der Volksüberlieferung weiter.

Wir haben uns ferner bemüht, durch die Auswahl der Sagen zu zeigen, auf welchen Gebieten die Phantasie des Volkes besonders tätig gewesen ist und noch heute schöpferisch wirkt. Die geschichtlichen Sagen verklingen allmählich; der Berggeist, der Wassermann, der Feuermann, die Roggenmuhme dagegen leben noch heute, und man wird noch lange von ihnen zu erzählen wissen. Das Grausige spielt in der Phantasie des Volkes immer eine Rolle; es durfte auch hier nicht fehlen. Wenn die Jugend so gerne schaurig-schöne Märchen liest, ohne Schaden zu nehmen, werden wohl auch die von uns ausgewählten derartigen Sagen nicht gefährlich erscheinen. Ferner mußte das religiöse oder besser gesagt kirchliche Element berücksichtigt werden, und das gerade hier in Oberschlesien, wo das tägliche Leben des Volkes noch heute aufs engste mit der Kirche verknüpft ist.

Die meisten Sagen sind tendenzlos; wo eine Tendenz zutage tritt, sie ist nicht künstlich gemacht, sondern aus dem Volke und seiner Anschauung herausgeboren. Auch hier galt die Achtung vor dem Überlieferten.

Die Bilder nehme man als die bescheidene Arbeit eines Dilettanten; vielleicht gefällt das eine oder andere deswegen, weil es Bodenständiges zu geben sich bemüht.

Mit dem Wunsche, daß es freundliche Aufnahme finde, schicken wir unser bescheidenes Werk in die Welt, das in gemeinsamer lieber Arbeit in stillen Abendstunden entstand, wenn unsere Kinder schon schliefen und von dem uns längst verlorenen Kindheitsparadiese träumten.

Kattowitz, O.-S., im Juni 1906

Professor Dr. Paul Knötel

Hildegard Knötel

Das einfältige Bäuerlein

Ein armer Bauersmann litt mit Frau und Kindern große Not. Er hatte aber einen reichen Bruder, der saß im warmen Haus und lachte über den armen Kerl, der niemals zu etwas kommen konnte. Da sagte die Frau des armen Bauern eines Tages zu ihm: „Geh doch hin zu deinem reichen Bruder und sage ihm, er solle uns wenigstens die kleinste von den vielen Speckseiten schicken, die er in seiner Vorratskammer hängen hat.“ „Gut,“ sagte der Mann, „ich wills noch einmal versuchen. Aber mein Bruder ist eben so hartherzig als reich und wird mir doch wieder nichts geben.“

Er machte sich nun auf den Weg dahin. Als er ankam, klopfte er leise und bescheiden, wie der ärmste Bettler, an. Der reiche Bauer aber hatte ihn schon kommen sehen und rief ihm entgegen: „Bleib nur, wo du bist; für Lumpenpack ist nichts bei mir übrig und wenn ich noch dreimal so reich wäre als ich bin!“

„Ach, lieber Bruder,“ bettelte der andere, „gib mir doch ein einziges Stückchen Speck von den großen Vorräten, die du in deiner Kammer hast.“

„Lieber gebe ich dem Teufel eine ganze Speckseite, als dir Habenichts ein kleines Stück.“

„Nun, so gib mir die Speckseite, dann will ich sie dem Teufel hintragen“, antwortete der arme Bauer.

Da lachte der Reiche aus vollem Halse, und um den hartnäckigen Bruder los zu werden, holte er wirklich eine ganze Speckseite aus der Kammer. Er warf sie dem andern zu und rief: „Nun, so geh zum Teufel damit!“

Das arme Bäuerlein aber dachte in seiner Einfalt: „Behalten kann ich die Speckseite nicht, denn mein Bruder hat gesagt, ich solle sie zum Teufel tragen. O, wie würde das den armen Kindern und der Frau schmecken, wenn ich es ihnen brächte. Aber ich will doch lieber ehrlich sein und den Speck zum Teufel tragen, vielleicht gibt er mir etwas dafür, und ich kann das dann meiner Frau bringen. Aber wenn ich nur wüßte, welchen Weg ich in die Hölle gehen soll.“

Er schritt durch den dunkeln, dichten Wald. Da begegnete ihm ein Jägersmann.

„Ach, lieber Jägersmann, könnt Ihr mir nicht sagen, wo der richtige Weg zur Hölle ist?“

„Was willst du denn beim Teufel, und wie soll ich gerade wissen, wie man zu ihm kommt?“ sagte der Jäger.

„Lieber Herr Jäger, nehmt es nicht für ungut. Ich habe Euch schon so oft rufen hören, hols der Teufel, oder weiß der Teufel; da dachte ich mir, Ihr müßt mit ihm gul Freund sein und den Weg zur Hölle kennen.“

„Na,“ sagte da der Jäger, „so will ich ihn dir zeigen. Aber wenn du dem Teufel den Speck da hinträgst, dann laß ihn dir auch gut von ihm bezahlen, denn der hat mehr wie wir Menschenkinder.“

„Was soll ich wohl vom Teufel als Bezahlung verlangen?“ fragte das Bäuerlein.

„Laß dir am liebsten zwei Mühlsteine aus der Hölle geben. Gib aber den Speck nicht her, ehe du den Lohn bekommst, sonst hast du das Nachsehen. Wenn du zu Haus angekommen bist, dann reibe die Mühlsteine aneinander, und du wirst etwas Feines haben. Nun bist du bald da, das Stückchen Weges findest du schon allein, gehe nur so weiter.“

Und richtig! Kaum hatte der Jäger den Bauersmann verlassen, als der auch schon am Eingange der Hölle stand. Er klopfte bescheiden an, wurde aber nicht gleich gehört, denn da drinnen war ein Höllenlärm. Da klopfte er noch einmal stärker an. „Immer herein-spaziert!“ rief eine rauhe Stimme krächzend. „Hier ist jeder willkommen!“ Das Bäuerlein trat mit seinem Speck ein.

„Den schickt dir mein Bruder“, sagte er und wollte schon dem Teufel den Speck hinreichen. „Aber ich möchte doch etwas für meine Mühe haben,“ setzte der arme Mann ängstlich hinzu.

„So, so,“ schnaubte der Teufel, „wer bist du denn?“

„Ich bin der Bruder vom reichen Bauer Soundso, und ich selbst bin arm wie eine Kirchenmaus.“

Der Teufel zuckte zusammen, als er das Wort Kirche hörte. Dann antwortete er: „Deinen Bruder kenn' ich gut. Die Reichen sind überhaupt meine Freunde, hihi. Wenn sie dazu noch geizig sind, dann liebe ich sie noch mehr. Na, und was willst du denn für das Stückchen Speck haben?“

„Zwei Mühlsteine“, sagte das einfältige Bäuerlein schnell, denn da ihm selbst nichts Geseheites einfiel, tat es immer, was ihm andere geheißten.

„Hoho, warum nicht gar!“ brummte der Teufel. Er bot dem armen Mann alles Mögliche an. Der aber bestand darauf, zwei Mühlsteine zu bekommen. Der Teufel, den der Speckdust gar lieblich in der Nase kitzelte, gab ihm endlich die Steine. Vergnügt trollte das Bäuerlein nun mit seinen schweren Steinen nach Haus.

Dort fing es gleich an sie aneinanderzureiben, und wirklich, der Jäger hatte recht. Denn es fielen zahllose Silberstücke zwischen den geriebenen Mühlsteinen heraus. Da war nun die Freude groß, und alle Not des armen Bäuerleins hatte ein Ende.

Als es nun des Silbers aber nach und nach immer mehr wurde, hörte der reiche Bauer davon. Flugs eilte er in die Hütte des anderen und sagte, die Mühlsteine wären sein, denn auch der Speck hätte ihm gehört.

Der gutmütige Bauer gab sie ihm auch, und der reiche Mann ging mit seinen Steinen spornstreichs nach Haus, um schnell recht viel Silber daraus zu reiben. Unterwegs mußte er über einen wilden Bach. Da er nun mit den schweren Steinen über den schwankenden Steg schritt, brach der Steg und plumps — fiel der geizige Mann hinein. Die schweren Steine, die er nicht loslassen wollte, zogen ihn in die Tiefe, und er mußte jämmerlich ertrinken.

Die Steine aber blieben in der Tiefe verschwunden, und niemand kann je wieder Silber aus ihnen hervorbringen. Darum gibt es heute noch soviel arme Leute in Oberschlesien.

h.





Ottmachau

Vor langer, langer Zeit lebten zwei ritterliche Brüder auf ihren schön gelegenen Burgen im Schlesienslande. Der eine saß auf seinem Schloß, das die Spitze des Zobtenberges krönte, der andere aber, namens Otto, nannte eine Burg sein eigen, die auf einer Anhöhe in der Nähe von Neißa sich erhob. Ob sie schon einen Namen führte oder welchen, wissen wir nicht, wohl aber sollte sie damals einen erhalten, der ihr bis heutigen Tages geblieben ist.

Der Ritter auf dem Zobten mußte nämlich vor seinen Feinden fliehen und eilte, so schnell ihn sein Roß trug, zu seinem Bruder Otto. In stiller, dunkler Nacht hörte der Turmwächter die Tritte eines Pferdes und die Schritte eines Mannes, der es führte. Ehe er aber in der Finsternis zu unterscheiden vermochte, wer der Ankömmling sei, ertönte ein lautes Pochen am Tore, und eine Stimme rief: „Otto, mach' auf!“ Der schnell herbeigerufene Burgherr erkannte sofort seinen

Bruder, und dieser fand freundliche Aufnahme und Schutz bei ihm.

Von Stund an aber nannte man das Schloß nach dem Ausruf des Flüchtlings Ottmachau, und so ist es bis heute geblieben.

Wer es jedoch nicht glauben will, der betrachte das Wappen der Stadt, die später neben der Burg entstand; da sieht er noch das offene Burgtor und den Türflügel, an dem damals die Faust des Ritters gepocht hat.

p.



Vom begrabenen Hunde

Am Ufer der Biele erhebt sich in der Nähe des Dorfes Deutsch-Wette steil ansteigend der Katternberg. Der hat seinen Namen davon, daß einst auf ihm ein Kloster stand, das der heiligen Jungfrau und Blutzugin Katharina geweiht war. Man findet aber dort keinen Stein mehr, der davon Kunde gäbe.

Es ist auch niemals zerstört worden, sondern so wie es stand, ist es in die Tiefe gesunken mit allen Gebäuden und allen Menschen, die darin waren. Das war die gerechte Strafe Gottes.

Auf dem Herrenhofe des Dorfes Deutsch-Wette hatte der Besitzer einen Hund, der war treu und folgsam, und alle liebten ihn und taten schön mit ihm. Das war recht. Als aber der Hund starb, da geschah etwas, das war nicht recht.

Der Besitzer ging zum Abte des Klosters und bestellte dort ein prächtiges Begräbnis für den Hund, und auch die Glocken sollten geläutet werden, als ob man ein Menschenkind zur letzten Ruhe bringe. Aber solchen Frevel ließ der Himmel doch nicht vollenden. Denn als der Leichenzug am Kloster angelangt war und die Totenglocken dumpf erschallten, öffnete sich der Schoß der Erde und verschlang das Kloster mit den Frevlern gegen Gottes Gebot.

Würde man tief, tief nachgraben, so stieße man wohl auf das Mauerwerk, und manch' kostbarer Schatz könnte zutage gefördert werden. Aber so tief kann niemand dringen. Nur die Türme ragten früher noch empor, und so konnte es geschehen, daß eine Sau, die im Boden wühlte, auf etwas Hartes stieß; und als man nachsuchte, fand man eine Glocke; die brachte man nach Altwalde auf den Kirchturm, und dort ruft sie noch heute die Gläubigen mit eherner Stimme zu Gottesdienst und Gebet.

Eine andere Glocke des versunkenen Klosters kam bei niedrigem Wasserstande der Biele in einem Tümpel des Baches zum Vorschein und wurde auf dem Kirchturm der Kirche von Polnisch-Wette aufgehängt.

Steigst du die engen Treppen dort empor, so kannst du noch heute die wiedererstandene Glocke sehen und kannst den uralten lateinischen Spruch auf ihr lesen, der zu Deutsch also lautet:

Bitte für uns, Heiliger: O König der Ehre, komm mit deinem Frieden. Hilf Gott, Maria berat. P.



Vom Feuermann

Habt ihr schon was vom Feuermann gehört?

Wißt ihr, wer der Feuermann ist?

Als Feuermann muß nach seinem Tode umgehen, wer im Leben geizig war und seinem Nächsten an Hab und Gut geschadet hat. Auch wenn einer an etwas Heiligem sich versündigt hat, wird er zur Strafe Feuermann und bleibt es, bis er erlöst wird. Dazu muß er den Menschen gute Dienste leisten und helfen. Wenn ihm dann recht herzlich gesagt wird: „Vergelt's Gott viel tausendmal“, dann ist er erlöst.

In der Patzschkauer und Ottmachauer Gegend haben viele alte Leute, die jetzt noch leben, den Feuermann in ihrer Jugend gesehen.

Oft erscheint er um Weihnachten, wenn die frommen Leute durch finstere Nacht zur hellen Kirche in die Korate wandern. Manchem, der nicht Weg noch Steg vor Augen sah, hat er da schon geleuchtet. Und durch das gute Werk, das er getan und das „Vergelt's Gott“, das ihm der andere zugerufen, ist er dann erlöst worden.

Eine alte, alte Frau aus Woitz bei Ottmachau hat noch als Kind von zehn Jahren etwas miterlebt, das sie gern erzählte. Ihr Vater mußte einmal abends mit Mehl zur Mühle fahren. Es war wohl auch um die Weihnachtszeit, und es sollten die schönen Weihnachtsstriezel mit den guten Mandeln und Rosinen darin ge-

backen werden. Dazu brauchten die anderen Leute aber auch ihr Mehl, und der Müller hatte alle Hände voll zu tun, damit jeder noch zu seinem Mehl käme.

Der Vater hat also in der Mühle lange warten müssen. Erst um zwölf Uhr in der Nacht konnte er den stockfinstern Weg nach Haus zurückmachen. Da, als er so in der rabenschwarzen Nacht dahinfährt, er-



scheint ihm der Feuermann vorn am Rade der Radwer. Der sah aus wie eine Schütte Stroh, die in Flammen steht. Oben schlug das Feuer über ihm zusammen. Der Vater erschrak gar sehr, daß er zuerst kein Wort herausbringen konnte, dann aber fiel ihm ein, daß man den Feuermann um einen Liebesdienst bitten sollte.

Darum sagte er: „Bis ock gebeta, lieber Feuermann, und leucht' mer.“ Da leuchtete der ihm wirklich und ging immer im Kreise um ihn herum, so daß

er überall nach allen Seiten hin sehen konnte, bis er an seinen Hof herankam.

Seine Frau und Tochter hatten auf den Vater gewartet und sahen den Feuermann ganz deutlich brennen. Als nun der Vater alles hineingeschafft hatte, verschwand der Feuermann noch nicht, sondern ging immer vor dem Hause hin und her. Und das leuchtete so weit, als ob eine große Menge Stroh brannte. „Hastest du denn bedankt?“ fragte die Mutter. „Nee, nee, ich fürcht' mich gar zu sehr, ich hab' schon den ganzen Weg über genug Angst ausgestanden. Geh du doch und bedank dich für mich.“ „Das geht nich,“ sagte die Mutter, „immer der, der ihn gebeten hat, muß sich bedanken. Sonst hat dem Feuermann seine Guttat nichts genutzt, und er muß weiter brennen.“ Da nahm der Vater sich ein Herz, ging hinaus und sagte: „Sei vielmals bedankt, lieber Feuermann, daß du mir geleuchtet hast, bezahl dir's Gott.“

Der Feuermann antwortete: „Das wollt' ich ja bloß.“ Er schüttelte sich, daß die Funken stoben, ging noch dreimal im Kreis herum und verschwand. So war der Feuermann erlöst. h.



Das Geld im Stock

Einſt lebte in der Stadt Weiße ein Mann, der von gewaltiger Habgier erfüllt war und vor keinem Mittel zurückscheute, ſich zu bereichern.

So geſchah es einmal, daß er ſich von einem reichen Fleiſcher 30 Dukaten borgte. Als die bedungene Zeit um war und dieſer ſeinen Schuldner um die Rückgabe mahnte, leugnete er, ihm noch etwas ſchuldig zu ſein, und behauptete, jenem alles zurückgegeben zu haben. Dem Fleiſcher blieb nichts Anderes übrig, als ihn zu verklagen und vor das Gericht fordern zu laſſen. Die Richter legten dem habgierigen Manne einen Eid auf; er ſolle ſchwören, daß er die Summe dem anderen ſchon wiedergegeben habe.

Zum feſtgeſetzten Termine erſchien der Beklagte vor den Schranken des Gerichts, in der Rechten einen dicken, ſchweren Stock. Der Richter forderte ihn auf, zu bedenken, daß er mit ſeinem Eide den lieben Gott im Himmel zum Zeugen auffordere, und daß ſchwere irdiſche und ewige himmliſche Strafe den Meineidigen treffe.

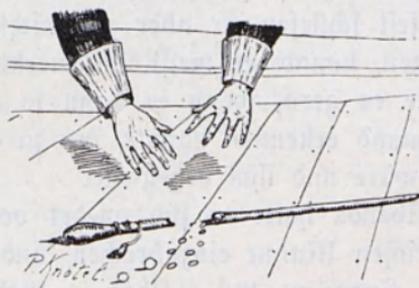
Alle ſchauten darauf den Beklagten an, denn ſie meinten, er könne, wenn ihm ſeiner Seele Seligkeit lieb ſei, den Eid nicht leiſten. Der aber reichte lächelnd dem Fleiſcher ſeinen Stock hin und ſprach: „Haltet mir ihn, damit ich ſchwören kann“, und dann hob er die Schwurfinger der rechten Hand empor und ſprach dem Richter die Eidesworte nach.

So mußte ihn dieser freisprechen, und höhnisch lächelnd schritt der Mann zur Thür hinaus. Der Fleischer und seine Freunde aber erstaunten, wie er lächelnden Mundes ein so großes Verbrechen habe begehen können.

Plötzlich aber gellte vom Fuße der Treppe ein unheimlicher Aufschrei, und als alle hinzueilten, fand man den, der eben noch so höhnisch gelächelt hatte, als toten Mann am Boden liegen; er war auf der Stiege ausgeglitten und hatte das Genick gebrochen. Zerbrochen war aber auch der schwere Stock, und die 30 Dukaten, die in ihm versteckt gewesen, waren weit über den Estrich verstreut.

So war der Trug offenbar geworden. Da er seinem Schuldner das Geld im Stocke gegeben, so hatte der Arglistige geglaubt, ruhigen Gewissens schwören zu können. Aber Gott läßt sein nicht spotten — fast unmittelbar war die Strafe auf den Frevel gefolgt.

p.



Der Mann im Monde

Wer hätte den Mann im Monde noch nicht gesehen! Ihr kennt ihn alle, groß und klein, nicht wahr? Wohl mancher hat sich schon sein Köpfchen zerbrochen, was der denn dort zu tun hat. Denn wenn es auch schön sein mag auf diesem herrlichen, silbernen Mond, der uns die finstere Nacht erleuchtet — immerfort so stehen und stehen mit dem Bündel im Arm, niemals essen und trinken, nie auch spielen oder sich schlafen legen, das muß doch schrecklich sein.

Ja, schrecklich ist es wohl. Dafür ist es aber auch eine Strafe. Da war einmal ein böser, böser Mann. In der Nacht, wenn die braven Leute, todmüde von ihrer täglichen harten Arbeit, ausruhten und schliefen, dann ging er aus, um zu stehlen. Weil die anderen Leute so tief und fest schliefen, er aber gar nicht müde war vom Sausen, konnte er meist unbemerkt einbrechen. Und er hatte es gern, wenn es dann so finster war, daß ihn niemand erkennen konnte, der ja etwa in der Nacht wach wäre und ihm begegnete.

Eines Abends hatte er sich wieder vorgenommen, bei einem reichen Manne einzubrechen, und hoffte dort einen guten Fang zu tun. Aber, o weh, der gute Mond schien so hell und silbern durch die Nacht. Jedes Winkelchen und Fleckchen war erleuchtet. Wenn auch wirklich alles schlief, es war dem Manne doch als sähe

ein helles Auge, das über uns allen wacht, bei seinem bösen Werke zu.

Da kam ihm ein Einfall. Wenn man den Mond zustopfte, dann könnte er doch nicht mehr leuchten. Gesagt, getan. Er stieg auf den Heuboden und nahm ein Bündel Erbsenstroh. Er streckte den Arm mit dem Bündel nach dem Monde aus, um ihn zuzustopfen. Was aber geschah? Flugs stand er auf dem Monde und streckte seinen Arm mit dem Bündel aus. Und so steht er noch heut. Ihr könnt's beim Vollmond deutlich sehen. Schlecht war der Mann. Aber dumm war er auch, schrecklich dumm, nicht wahr? Oder denkt ihr vielleicht, daß man mit einem Strohbüdel den Mond zuzustopfen kann? Nicht wahr, nein? Ich wenigstens glaube das im Leben nicht. 5.



Die Hunde von Alten-Grottkau

Unter den edlen Geschlechtern Schlesiens, die dem engeren und weiteren Vaterlande in Krieg und Frieden treue Dienste geleistet, darf auch das der Hunde von Alten-Grottkau genannt werden; die führen in ihrem Stammwappen einen weißen Hund in blauem Schilde und neun Nägel.

Mit der Entstehung dieser Bilder hat es aber folgende Bewandnis.

In uralter Zeit schenkte die Stammutter des Geschlechts neun Knaben zugleich das Leben. Über dieses wunderbare Ereignis ergriff sie solcher Schrecken, daß sie einer treuen Dienerin befahl, die jungen Kinder in dem nahen Teiche zu ersäufen, damit niemand von der schrecklichen Thatfache etwas erfahre. Als nun die Magd die wimmernden Kleinen, in einem Tuche verborgen, zum Wasser trug, begegnete ihr der Bischof Bruno, der gerade auf einer Reise begriffen war, und fragte sie, was sie in dem Tuche habe. Die aber antwortete und sprach: „Junge Hunde, hochwürdigster Herr Bischof.“ Da wollte nun der hohe geistliche Herr die Hündlein sehen und lüftete das Tuch, erschrak aber gewaltig, als er die neun nackten Kindlein erblickte.

Voller Erbarmen taufte er sie sofort im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, nahm sich ihrer an und erzog sie, bis sie zu schönen, starken Männern heranwuchsen. Sie wurden die Stammväter des oberschlesischen edlen Geschlechts, das sich nach ihnen die Hunde von Alten-Grottkau nannte. p.



Der Herrenmüller

Vor mehr als hundert Jahren lag nicht weit von der schönen Stadt Neisse eine Mühle, genannt die Puschmühle. Der Müller, dem sie gehörte, der konnte mehr als Brot essen. Alle Leute wußten das und fürchteten sich bei Nacht dort vorbeizugehen. Denn da fuhren plötzlich schwarzgekleidete Herren in den feinsten Wagen lautlos von der Mühle fort in den düstern Wald und verschwanden dort.

Ein andermal wieder ging die Mühle emsig klapper, klapper. Dabei war aber kein Licht zu sehen, sondern alle in der Mühle schienen zu schlafen. Oft auch schlich der Müller in finsterner Nacht um sein Besitztum herum. Ruhelos und doch schweigend. Niemand sah er an und antwortete auf keinen Gruß.

Wenn die Beamten kamen, die Mehlsteuer zu prüfen, dann geschahen wunderbare Dinge, oft so grauslich, daß ihnen das Blut stockte. So kamen z. B. Scharen von Ratten aus dem großen Mehlbeutel gestürzt. Sie rannten die Treppe hinauf, sprangen in den Mehlgang und kamen unten heil und lebendig wieder heraus. —

Bei diesem unheimlichen Müller war ein junger Müllerbursche im Dienst. Der wußte wohl, daß der Müller ein steinreicher Mann war. Alle Leute sagten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu. Er sah es ja auch selbst, daß sein Herr so oft in einem Zauberbuche las. Daraus mußte er wohl seine Wissenschaft von aller-

lei Zaubereien haben. Wer das doch auch könnte, dachte der Müllerbursche. Weil er aber ein armer Teufel war, wünschte er sich nichts so sehnlichst, als soviel Geld zu haben wie sein Herr. Aber an das Zauberbuch zu gelangen, war sehr schwer. Denn der Müller verbarg es immer sehr gut vor den Blicken der anderen. Einmal aber wurde der abgerufen und vergaß, das Buch zu verstecken.

Da nahm es der Bursche und las und las und las und sah nicht rechts noch links, sondern schlug eine Seite nach der anderen um. Er mußte doch den Zauberspruch finden, durch den man mit einem Male reich werden konnte. Aber er konnte ihn nicht finden. Da, als er so mit heißen Wangen in das Buch vertieft ist, stört ihn ein sonderbares Geräusch.

Er blickt auf und erbleicht, alles Blut fließt ihm zum Herzen. Von allen Seiten kommen pechschwarze, große Krähen in die Mühle. Alle stellen sich um ihn herum, machen Verbeugungen, schlagen mit den Flügeln, und sehen ihn aus großen, funkelnden Augen starr an. Entsetzt liest der arme Geselle weiter und weiter. Je länger er aber las, desto mehr Krähen kamen in die Stube, und er wußte sich keinen Rat. Ach, hätte ich doch das Buch nicht genommen, dann wäre das auch nicht geschehen, dachte er voll Jammer.

Da öffnet sich in seiner höchsten Not die Thür, und der Meister kommt herein. Er hat sich erinnert, daß sein Buch liegen geblieben ist, und will es nun in Sicherheit bringen. Da sieht er, was der Müllerbursche angerichtet, und eilt zornig auf ihn zu, ihn zu strafen. Der aber schreit in größter Angst: „Helft mir, Meister,

ich will's auch nie und nimmer wieder tun, das Buch nicht mehr anrühren und mich nicht mehr in Eure Dinge mischen!"

„Strafe hast du verdient für deinen Sürwiß," sagte der Müller, „aber weil du solche Angst ausgestanden, will ich dir helfen. Laß es auch gewiß das letzte Mal sein, daß du dich an das Zauberbuch heranwagst. Wäre ich jetzt nicht zur rechten Zeit hereingekommen, so war es



um dich geschehn. Die schwarzen Kerle wären dir an den Kragen gegangen, und niemand hätte dir mehr helfen können. Nun lies alles, was du bis jetzt gelesen hast, noch einmal rückwärts, Wort für Wort, aber laß keines aus."

Zitternd gehorchte der Müllerbursche. Und wie sie gekommen, eine nach der anderen, verschwanden die schrecklichen Krähen wieder. Als er das letzte Wort gelesen, waren alle wie weggeweht.

Er aber hat sein Versprechen gehalten und sich nie wieder in Sachen gemischt, die ihn nichts angingen. h.



Die Gründung des Klosters Rauden

Jahrhunderte sind es her, da zog der Herzog Wladislaus von Oppeln aus seinem Schlosse Ratibor mit zahlreichem Gefolge zur Jagd aus. Damals dehnten sich an den Ufern der oberschlesischen Flüsse gewaltige Urwälder aus, in denen noch manch wildes Tier, das seitdem ausgestorben ist, in großer Zahl hauste. Da gab es Wisente, gewaltige Rinder, und Elche mit weit-schaufligem Geweih. Und auch Meister Peß trieb sich um, schlug hier und da ein Schaf und naschte den Honig aus den Bienenstöcken der Bauern, die in kleinen Dörfern mitten im Walde wohnten.

So war das Jagen eine Lust für die Jäger, und hierhin und dorthin folgten die Gefolgsleute des Herzogs den Spuren des Wildes, während auch Wladislaus selbst mit Eifer dem Waidwerk oblag. Darum gerieten die Jäger weitauseinander, und im Laufe der Stunden stellte sich bei allen ein grimmiger Durst ein. Lange irrten die einzelnen vergeblich umher, einen Quell zu suchen, der ihnen erfrischendes Naß böte.

Da, Welch' Wunder! Obgleich keiner mehr wußte, wo die anderen waren, trafen alle auf einmal an einer Stelle zusammen, wo aus dem Boden ein klarer Quell zutage trat.

Rasch war der Durst gestillt. Der Herzog aber gelobte, an der Stelle, wo sie alle so wunderbar zusammengeführt worden waren, zu Gottes Ehre ein Kloster zu erbauen.

Als er nach Ratibor zurückgekehrt war, theilte er



seiner frommen Gemahlin seinen Plan mit und fand freudige Zustimmung. Bald wurden Männer ausgesandt, den Platz um den Quell auszuroden. Und als das geschehen war, machte sich das herzogliche Paar selbst auf den Weg, um an Ort und Stelle zu bestimmen, wo die Kirche und die anderen Gebäude zu stehen kommen sollten.

Doch blieben nach der Ankunft an dem Quell die Meinungen geteilt, und man schwankte in den endgültigen Entschlüssen. Da drauste plötzlich ein Wirbelwind durch den Wald quer über die Stelle, wo der Herzog und seine Gemahlin standen. Ehe diese sich dessen versah, hatte der Sturm ihr den Schleier vom Haupte gerissen und wirbelte ihn eine Weile in der Luft umher.

Dann fiel er nicht weit von der Quelle zu Boden nieder. Das fromme Herzogspaar meinte darin einen Wink des Himmels zu erkennen und war nun einig, daß dort, wo der Schleier auf der Erde lag, der Hochaltar der Kirche zu stehen kommen sollte.

So geschah es auch, und es erhob sich alsbald an den Ufern der Ruda ein stattliches Kloster, das nach diesem Flusse den Namen Rauden erhielt. Fleißige und gelehrte Mönche aus dem Zisterzienserorden haben bis vor hundert Jahren hier gewohnt, sie haben weithin den Wald lichten lassen und deutsche Dörfer angelegt, sie haben bisher in dieser Gegend unbekannte Früchte angebaut und in ihrer Schule viele Knaben unterrichtet. So ist viel Segen im oberschlesischen Lande von der Stelle ausgegangen, wo im Jahre 1258 die Jagdgenossen zusammengetroffen waren und der Schleier der Herzogin sich zur Erde niedergelassen hatte. p.



Die Otternkönigin

In Kreuzendorf bei Leobschütz haben fast alle Häuser ihre Hausotter. Die ist nicht böse oder giftig. Nein, wenn man sie nur in Ruhe läßt und ihr Speise und Trank gibt, ist sie sehr dankbar dafür. Sie bewahrt das Haus vor vielem Unglück und bringt Segen herein. Besonders liebt sie es, wie die kleinen Miezekätzchen, süße Milch zu naschen. Darum stellen auch viele Frauen ein hölzernes Schüsselchen vor die Stalltür und füllen es gleich nach dem Melken mit der guten, frischen Milch. Schnell ist die Hausotter da und löscht ihren Durst und stillt den Hunger.

Ist sie einmal unruhig, kommt sie öfter aus ihrem Versteck hervor und wagt sich in die Nähe der Menschen, dann heißt es auf der Hut sein. Denn dadurch will sie ein Unglück ankünden, das dem Hause droht.

In der guten, alten Zeit, die leider nicht mehr zurückkommt, haben Leute, die jetzt steinalt sind, noch die Otternkönigin gesehen. Die ist viel größer als die anderen und von wunderbarer Schönheit. Alle anderen müssen ihr untertan sein. Auch hält sie sich nicht, wie die Hausottern, an einem bestimmten Orte auf, sondern wird bald hier und bald dort gesehen. Ihre Schuppen glänzen und schillern in den herrlichsten Farben.

Auf dem Kopfe trägt die Otternkönigin ein kostbares Goldkrönlein. Das ist mit Edelsteinen und Perlen reich geschmückt. Am Halse hängt ihr ein goldenes Ringe-

lein, an dem ein kleiner, ebenfalls goldener Schlüssel festgemacht ist.

Wenn sie sich in die Sonne legt, um sich so recht wohligh zu wärmen und darin zu schlafen, dann macht sie das Krönlein und den Ring mit dem Schlüsselchen ab. Das liegt dann beides bei ihr im Grase. Wer recht vorsichtig herankäme, ohne die Otternkönigin zu wecken, der könnte das Schlüsselchen an sich nehmen und damit die reichsten Schätze der Erde erschließen. Wehe aber dem, der von der Otternkönigin dabei ertappt würde! Denn er wäre verloren für alle Zeit, und alle Schätze der Welt würden ihm nichts mehr nützen.

h.





Dom heiligen Hjazinth

Vor allen anderen Dörfern unseres Landes darf sich das Dorf Groß-Stein im Kreise Groß-Strehliß eines besonderen Vorzuges rühmen. In ihm sind nämlich zwei Brüder und eine nahe Verwandte von diesen geboren worden, die die katholische Kirche in die große Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hat. Das waren der heilige Czeslaus und Hjazinth und die heilige Bronislawa.

Als St. Czeslaus in Breslau im Kloster der Dominikaner weilte, deren Orden er selbst angehörte, brach gerade die wilde Schar der Mongolen in Schlesien ein und belagerte die Domininsel, nachdem die Bewohner die Stadt am linken Ufer verlassen und selbst in Brand gesteckt hatten. Als jene aber die Burg und den Dom auf der Insel zu berennen angingen, wandte sich der

fromme Mann mit einem Gebet um Rettung an den lieben Gott — und siehe, er wurde erhört. Plötzlich flammte über seinem Haupte ein Lichtschein auf; als aber noch alles das Wunder anstaunte, fuhr dieser mit gewaltiger Schnelligkeit gegen die Feinde, so daß sie von einem fürchterlichen Schrecken ergriffen wurden und flohen. Also geschehen im Jahre 1241.

In denselben Orden wie Tzeslaus war auch sein Bruder Hnazinth eingetreten. Weite Bekehrungsreisen führten ihn durch halb Europa, aber auch tief nach Asien hinein, ja selbst nach dem fernen China. Dazwischen aber kehrte er immer wieder einmal auf der väterlichen Burg in Groß-Stein ein und hielt bei den Seinen Rast.

Als er einst wieder in der Heimat weilte, las er in der Schloßkapelle tagtäglich die hl. Messe, aber das Bauwerk war noch nicht vollendet, und das Blau des Himmels schaute durch das unfertige Dach. Da geschah es eines Tages, daß eine Elster über die Kapelle flog und das Messbuch dabei verunreinigte. Voll Grimm über die Verletzung des heiligen Buches erhob Hnazinth die Rechte und rief mit lauter Stimme: „Wehe jeder Elster, die je hierher kommt!“

Seit dieser Zeit hat sich keiner dieser Vögel in Groß-Stein mehr sehen lassen; denn sie fürchten den Fluch des Heiligen.

An einer anderen Stelle Oberschlesiens kann man noch bis heute Andenken an ihn finden. An der Straße, die von Beuthen nach dem Wallfahrtsort Deutsch-Piekar führt, erhebt sich in Roßberg auf einer kleinen Anhöhe ein unserem Heiligen geweihtes Kirchlein. Einst stieg

dieser den Hügel hinan; während er aber dabei fleißig den Rosenkranz betete, löste sich die Schnur desselben, und die Perlen rollten zu Boden in den roten Sand bei einer Quelle und waren nicht mehr zu finden. Da sprach der Heilige: „Wachset, bis die Quelle einst versiegt.“

So ist es auch geschehen. Durch Jahrhunderte hindurch hat man die sich mehrenden Perlen dort gefunden, und einem Glückskinde gelingt es vielleicht heut noch, einen so kostbaren Fund hier zu tun. p.



Der Herzfresser

Einst begab sich Unheimliches in dem Dorfe Groß-Neundorf bei Neiße. Wenn zwei oder drei sich auf der Straße trafen, sprachen sie nur leise von dem Schrecklichen, das sich immer und immer wieder von neuem zutrug, und mancher schlug dabei ein Kreuz und meinte in seiner Herzensangst: „Das ist niemand anders als der Böse, dem Macht gegeben ist über uns. Weh' uns, wie soll das enden?“

Und während sie so redeten, da zog vielleicht ein Leichenzug dem Kirchhofe zu, heut wie gestern und vorgestern und alle die Tage vorher. Der, den man da zur letzten Ruhe brachte, war an einem Morgen auf seiner Lagerstatt gefunden worden, die Brust gar greulich zerfleischt, das Herz aber hatte ihm ganz gefehlt. So war es auch bei all' den anderen gewesen, die ihm in früheren Nächten im Tode vorangegangen waren.

Damit man erführe, wer den graufigen Frevel verübe, stellte die Obrigkeit Wächter im Dorfe auf, die sollten ganz genau acht haben, ob jemand im Dunkel der Nacht ein Haus betrete.

Mitternacht war vorüber. Da sahen die Wächter, wie vom Kirchhofe her eine weiße Gestalt durch das Dorf schritt. Zitternd folgten sie ihr, aber als sie in einer Hütte verschwand, wagte keiner, ihr nachzugehen; ungehindert trat der unheimliche Gast wieder heraus und

verschwand hinter der Mauer des Kirchhofs. Und am nächsten Morgen ging wieder der Weheruf durchs Dorf, daß in demselben Hause auf dieselbe Art ein Mensch getötet worden sei, und daß auch ihm das Herz fehle.

Da wurden vier Wächter bestimmt; die sollten des Nachts vom Turme nach allen vier Seiten Ausschau halten, woher der Spuk käme. Lange warteten sie umsonst. Als aber die Mitternachtsstunde ihrem Ende zueinging, öffnete sich eines der Gräber, und jene gespensterhafte Gestalt stieg herauf, vom Mondlicht fahl beleuchtet. Voll Schrecken rief der eine Wächter den anderen zu: „Schauet da, schauet da!“

Da aber erhob die Gestalt eine bleiche Knochenhand gegen sie zum Turm hinauf und schrie mit hohler Stimme: „Komm' ich bis eins hinauf, dann seid Ihr verloren!“

Und ehe sich die Wächter vom ersten Schrecken erholt haben, beginnt das unheimliche Wesen am Gemäuer des Turmes hinaufzuklimmen. Morſche Ziegeln stürzen aus dem Mauerwerk und fallen prasselnd zu Boden. Hier und da gleitet der Geist ab, trotz alledem aber wird der Abstand zwischen ihm und den Wächtern kleiner und kleiner. Jetzt streckt sich nach dem Rufer von vorhin eine lange knöcherne Hand aus, ihn zu greifen — da rasselt es in der Glockenstube unter den vier vor Schreck halbtoten Gesellen, hörbar hebt sich der Hammer, dann tönt ein einziger, tiefklingender Schall durch die unheimliche Stille der Nacht — — und die Gestalt ist verschwunden.

Eiligst stiegen die Wächter vom Turm herab und pflanzten einen Stock an der Stelle in den Erdboden, wohin die Gestalt gefallen war. Dort grub man am nächsten

Tage nach und fand einen schlafenden Menschen. Der wurde sofort gevierteilt und wieder verscharrt.

Der Tod pochte nach wie vor an die Türen der Menschen in Groß-Neundorf, wie überall auf Gottes Erde, aber auf solche grausame Art, wie wir's berichtet, ging niemand mehr zugrunde. Auch der arme Tote hatte nun für immer seine Ruhe, der in stiller Mitternacht aus seinem Grabe hatte steigen müssen, um sich Kraft und Leben zu trinken am warmen Herzblut lebendiger Menschen. p.



Der Berggeist als Mäuslein

Vor vielen, vielen Jahren wurde im Tarnowitzer Bergrevier in einer Erzgrube eine neue Strecke getrieben. Doch mußte der Betrieb bald eingestellt werden. Denn das Gestein war so fest, daß man nicht einmal Löcher darein bohren konnte. Die aber sind nötig, um es zu sprengen. Da niemand imstande war, in den harten Felsen die Löcher zu bohren, so mußte man also die Strecke aufgeben. Der Steiger war darüber sehr verdrießlich, denn er vermutete mit Recht dort ein reiches Erzlager.

Als er nun schon alle Hoffnung verloren hatte, zu diesem Lager zu gelangen, meldete sich gerade ein neuer Heuer bei ihm. Seine Zeugnisse waren gut, und er sah aus, als ob er recht tüchtig arbeiten könne. So dachte der Steiger: Vielleicht kann der's fertig bringen, was wir alle umsonst versucht haben. Er erzählte also dem Heuer, was es mit der Strecke auf sich habe und fragte, ob er es wohl wagen wollte, das Gestein anzubohren, das bis jetzt allen Angriffen widerstanden habe.

Der junge Bergmann sagte zu, nahm gleich Säustel und Stößerböhrer zur Hand und begab sich sofort zu der neuen Strecke, um frisch ans Werk zu gehen.

Aber sein leerer Magen knurrte und murrte dagegen. „Ist auch recht“, dachte der Heuer, „zu einer schweren Arbeit muß man sich stärken.“ Er zog sein Frühstücksbrot aus der Tasche und begann zu essen.

Auf einmal war es ihm, als ob er ein leises Geräusch hörte, er sah danach und gewahrte ein Mäuslein, das dicht an seinen Füßen vorbeihuschte. Ein kleines Stückchen weiter blieb es sitzen und sah den Heuer aus seinen kleinen Auglein bittend an. „Du hast wohl Hunger,“ sagte der und warf dem drolligen Tierchen einen Bissen zu. Das knabberte gar behaglich alles auf, machte aber noch gar keine Miene, sich zu entfernen. Da warf ihm der Bergmann wieder etwas hin, und jedesmal, wenn das Mäuslein fertig war, wiederholte er das, bis er selbst nichts mehr hatte. Aber auch da blieb das Tierchen sitzen. „Nun ist's alle,“ sagte der Heuer, „wenigstens für heute. Morgen kannst du wiederkommen, dann werde ich dir wieder von meinem Brot geben.“

Plötzlich war das Mäuschen verschwunden, und an seiner Stelle stand ein winzig kleines Männlein. Das sagte: „Du warst hilfreich gegen mich, so will auch ich dir helfen.“ Flugs war wieder das Mäuslein da und nagte und nagte, bis es endlich ein Loch in das felsenharte Gestein gebohrt hatte. Dann machte es sich gleich an eine zweite Stelle und so fort, bis sechs Löcher fertig waren.

Statt der Maus stand plötzlich das Männchen wiederum da:

„So, du weißt nun, was du zu tun hast. Beim Sprengen kann ich dir nicht helfen. Sorg' nur, daß heute noch die geförderten Berge fortkommen. Dann mach Schicht. Morgen, wenn du mich brauchst, bin ich wieder da. Glückauf!“

Nun ging der junge Knappe an die Arbeit. Und es gelang ihm alles so über Erwarten gut, daß er gleich zum Steiger gehen mußte, um von ihm einen Schlepper

zur Hilfe zu erbitten. Denn er war nicht imstande, allein die Berge von Erz fortzuschaffen. Ehe er noch dem Steiger sagen konnte, wie es ihm gegangen, rief der ihm schon entgegen: „Nun, ist dir schon so schnell die Lust vergangen, dort zu arbeiten? So rasch wie du ist noch keiner zurückgekommen.“ Da sagte ihm der Heuer, was er geschafft habe, und bat um einen Schlepper zum Fördern des Erzes.

Dem Steiger kam das alles so wunderbar vor, daß er selbst mit einem Schlepper einfuhr. Als er sah, daß ihn der Knappe nicht belogen hatte, dachte er gleich: Mit dem ist der Berggeist im Bunde; das muß ein ehrlicher und ordentlicher Gesell sein. Denn einem schlechten hilft der Berggeist nicht.

Er übertrug dem jungen Heuer nun die neue Strecke für immer, denn er wußte, daß die Arbeit bei ihm in der besten Händen war. Der konnte auch munter fortarbeiten, denn überall war das Mäuslein da und half. Es hatte ihm aber gleich zu Anfang, wie es als Männchen erschienen war, eine Bedingung gemacht. „Du mußt“, sagte es, „deinen Lohn immer redlich mit mir teilen, dann bleibe ich dir auch stets hilfreich zur Seite.“

Der Heuer tat dies auch an jedem Löhnungstage. Immer stieg er noch einmal unbemerkt in den Fahrstuhl, wo das Männchen schon auf ihn wartete. Er zählte das Geld genau und gab die eine Hälfte zuerst an den Berggeist und nahm sich dann den übrigen Teil. Einmal blieb ein Dreier übrig, den ließ der junge Bergmann ruhig liegen. „Nun,“ sagte das Männchen, „teile doch zu Ende.“ „Das geht ja nicht, nimm dir nur den Dreier, ich behalte ja auch so noch genug.“

Da freute sich das Männchen und machte einen Sprung, so gut es in der engen Fahrt anging: „Endlich habe ich einmal einen Menschen gefunden, der nicht nur ehrlich ist, der sogar mehr gibt, als er versprochen hat. Das soll sich dir lohnen bis an dein Lebensende. Mach nun Schicht für immer und leb' wohl. Nur eins noch. Du wirst zu Haus einen großen Schatz in Silberstücken in deiner Lade finden. All' dies gehört dir. Aber verwende es nur zu guten Werken, um deinen Mitmenschen zu helfen. Sobald du auch nur einen Pfennig für etwas Unrechtes aus gibst, ist das Geld verschwunden. — Ich muß nun wohl wieder lange einsam bleiben, denn wer weiß, wann ich wieder einen so guten, ehrlichen Bergmann finde, wie dich. Glückauf!“ 5.





Der Berggeist als Warner

Einst lebte ein tüchtiger und herzensguter Bergmeister. Der liebte seine Bergwerke und die Leute, die bei ihm arbeiteten, von ganzem Herzen. Als er

schon steinalt war und es zum Sterben kam, da bat er den lieben Gott innig, wenn er schon unter die Erde

müßte, dann wolle er doch wenigstens in seinem geliebten Bergwerke und bei seinen treuen Bergknappen bleiben. Und der liebe Herrgott gewährte ihm die Bitte. So wurde aus dem treuen Bergmeister der Berggeist. Er hilft den ehrlichen Bergleuten bei schwerer Arbeit und warnt sie oft vor Gefahr. Nur das Fluchen und Stehlen kann er nicht leiden. Mancher Bergmann, der immer bei der Arbeit fluchte, hat unten schon Schreckliches erlebt. Und auch die Unredlichen straft der Berggeist. Den Pflichttreuen aber ist er gut und zeigt es ihnen durch seine Hilfe. Er erscheint meist in Gestalt eines Steigers. Aber an seiner Lampe, die immer ein eigentümliches blaues Licht hat, kann man ihn erkennen. Es ist noch nicht allzulange her, da hat er sich auf wunderbare Weise hilfreich erwiesen. Es war am Sonnabend vor Pfingsten gegen Ende der Nachmittagschicht auf der Bibiellagrube bei Georgenberg im Kreise Tarnowitz. Da saßen zwei Heuer und ein Schlepper gemütlich bei dem Schachtaufhiebe, an dem sie gearbeitet.

Sie hatten zeitiger Schicht gemacht und nahmen es heute mit der Arbeit nicht allzugenu. Denn der Steiger war zu einer Hochzeit gefahren und konnte also nicht kommen, um nach dem Rechten zu sehen.

Wenn die Kasse aus dem Haus ist, dann tanzen die Mäuse allemal auf dem Tische. Und so saßen denn auch die drei sonst sehr braven und pflichttreuen Leute und schwatzten über dies und das, während doch noch Arbeitszeit war. Sie ließen sich darin auch nicht stören, als sie auf der einige Meter tiefer gelegenen Sohle Schritte hörten und ein Lichtschein von da heraufdrang.

Als aber das Licht sich näherte und die Fährte im Schacht heraufkam, eilten sie alle drei noch einmal schnell an ihre Arbeit. Dabei blickten sie sich aber doch neugierig um. Sie konnten sich nicht erklären, wer eigentlich jetzt dort etwas zu suchen hätte.

Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie in dem Ankommenden ihren Steiger erkannten, den sie doch weit von hier in einer lustigen Gesellschaft glaubten. O, der tat nur so, als ob er wegführe, und kommt jetzt ganz unerwartet, um zu spionieren, schießt es ihnen durch den Kopf.

Doch der vermeintliche Steiger bleibt auf der Fahrt und steigt nicht aus, so daß man nur seinen Oberkörper sehen kann. Dann spricht er mit tiefer Stimme zu den dreien: „Na, ihr macht wohl heute nicht viel! Beeilt euch nur, daß ihr mit dem Verzimmern fertig werdet und dann schnell von hier fortkommt. Denn ich traue nicht, daß hier nicht noch Wasser durchbricht.“

Als er dann mit einem freundlichen „Glückauf!“ von den Leuten Abschied nahm und langsam wieder

in die Tiefe fuhr, sah der eine Bergmann, daß der, den sie für ihren Steiger gehalten, blaues Licht auf der Lampe hatte. Da warfen er und auf seinen Wink auch die andern beiden schnell ihr Werkzeug hin und eilten, so schnell ihre Füße sie trugen, von der unheimlichen Stelle hinweg.

Denn an dem blauen Lichte hatten sie den Berggeist erkannt. Der aber erscheint einem nicht umsonst, und wenn er warnt, dann ist wirklich Gefahr im Anzuge. Und so war es auch diesmal. Am nächsten Morgen war die Bibiellagrube ersoffen. Als man den Schaden untersuchte, erkannte man, daß wirklich das Wasser auf der Stelle ausgebrochen war, wo der Berggeist die drei Bergleute gewarnt hatte. Die drei aber, als sie von dem Unglück hörten, gedachten dankbar des warnenden Berggeistes, der es verhindert, daß sie jämmerlich umgekommen waren. So hilft der Geist seinen Leuten oft. Manch einem, den er besonders in sein Herz geschlossen, hat er schon große Schätze gezeigt und damit zu unermeßlichem Reichtum verholfen. h.



Die Pšhiponza

Nicht allein im Dunkel der Nacht gehen dem Menschen unholde Gespenster um.

Wenn im Hochsommer die Sonne ihre sengenden Strahlen zur Mittagszeit zur Erde niedersendet und



im dürftigen Schatten der Schnitter müde gearbeitete Schar zu neuem Schaffen sich stärkt und ausruht, dann mag der einzelne sich in acht nehmen, daß er nicht der Pšhiponza oder Roggenmuhme begegnet.

Auf dem Felde oder am Raine schreitet sie langsam dahin, ein rotes, dreifach gefaltetes Tuch um das Haupt, kurze, buntfarbige Kleidung am Körper. Mit der Linken hält sie die Schürze und beugt sich zur Erde, wie eine arme Frau, die Ähren aufliest. So hat mancher ge-

meint, einem menschlichen Wesen zu begegnen, und wollte mit kurzem Gruß vorüber. Sah er aber näher zu, so erkannte er, daß er ein unheimlich' Wesen vor sich habe. Denn auch die Kühe auf der Wiese blickten es starr an, wie gebannt von einem Zauber, und rührten sich nicht von der Stelle.

Tausend Fragen und mehr richtet das Gespenst an den Menschen, und wehe ihm, wenn er wirren Kopfes sie nicht alle beantwortet. Dann fällt es über ihn her, und sie finden später einen Toten am Wegesrand; lebt er aber noch, dann ist er gelähmt für immer.

Die Pschiponza aber ist, wenn sie ihr Opfer gefordert hat, wie ein Schatten unter einem Stein verschwunden.

p.



Die angenehmste Todesart

Einst lebte bei dem Herzog von Ratibor ein lustiger und frischer Geselle. Er war nicht groß von Figur, aber sein Geist war hell und klar, und sein Wiß verließ ihn auch in den schwersten Stunden seines Lebens nicht. Lustige Menschen haben immer Freunde, denn wer lacht nicht lieber, als daß er weint! Zumal ein hoher Herr, der mit seinen Beamten viel Ärger und Arbeit hat, liebt es, wenn ihn jemand aus seiner Umgebung des öfteren zu erheitern versteht.

So hatte auch der Herzog von Ratibor den fröhlichen Mann in sein Herz geschlossen. Gern unterhielt er sich mit ihm und vergaß dann eine Zeitlang seine vielen Sorgen und Geschäfte.

Eines Tages erschrak er des Todes. Denn eben dieser Mann, den er so lieb hatte, war des Mordes angeklagt. Und wirklich hatte er, von Eifersucht angestachelt, in maßlosem Zorne, sich selbst nicht mehr kennend, den Mord begangen.

So schwer wie noch nie wurde es dem Herzog, den Mann zum Tode verurteilen zu müssen. Gern hätte er Gnade für Recht ergehen lassen, aber die Gesetze waren streng und: Blut fordert wieder Blut. Darum konnte selbst der Herzog ihn nicht ohne weiteres begnadigen.

Aber ein Zeichen seiner Gunst wollte er dem Unglücklichen geben. Darum sandte er seinen Kerkermeister

zu ihm und ließ ihm sagen: „Der Herzog entbietet Euch seine Gnade. Euer Leben kann er nicht mehr retten. Doch dürfet Ihr wählen: Wollt Ihr gehangen sein, so sollet Ihr hängen. Wollt Ihr gerädert sein, so kommt Ihr aufs Rad, oder wollet Ihr lieber durch das Schwert umkommen, so wird man Euch köpfen. Oder wollet Ihr sonst eine Todesart wählen, so sollet Ihr's frei herausagen.“ Der Verurtheilte dachte eine Weile nach, dann erhellte plötzlich ein schlaues Lächeln sein vorher so trübes und bleiches Gesicht.

Und er sprach: „Entbietet dem erlauchtesten Herzog meinen untertänigsten Dank und saget ihm meinen Bescheid. Das Hängen ist mir zu kitzlich; das Kitzeln konnte ich schon als Kind nicht vertragen. Das Rädern ist mir zu biegsam; ich beuge mich nicht gern. Und köpfen — wozu soll ich einen Kopf kürzer gemacht werden, da ich ohnehin schon zu kurz geraten bin. Soll ich aber wirklich sagen, welche Todesart mir die liebste wäre, so muß ich schon erklären: am liebsten stürbe ich aus Altersschwäche.“

Kopfschüttelnd brachte der Kerkermeister dem Herzog den Bescheid. Der aber, erst ein wenig verdukt, lachte dann aus vollem Halse. So herzlich und laut, wie er schon seit langem nicht mehr gelacht. Da er sein Versprechen gegeben hatte, so hielt er es auch und ließ den armen Kerl frei. Der konnte nun wieder lustig sein, bis die Altersschwäche kam und ihm den Tod brachte. Wenn sie etwa aber nicht gekommen und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er wohl noch heute.

h.



Die Feldmühle an der Kamitz

Die Feldmühle liegt eine halbe Meile weit von Neiße bei dem Dorfe Neunz am Ufer der rauschenden Kamitz. In ihrer Nähe ist vor Zeiten eine grausige That geschehen, wegen der ein liebendes Mutterherz in Schmerzen fast verging.

Im Jahre 1672 gehörte die Mühle einer Witwe, die hieß Eva Maternin und hatte zwei Söhne, schöne, kräftige Jünglinge, die halfen eifrig in Wirtschaft und Bedienung des Mahlwerks, und ihre Mutter mochte wohl Freude an ihnen haben. Aber sie waren auch ungestümer Sinnesart und leicht zum Zorn geneigt.

Als sie sahen, wie der Mutter Truhe immer mehr Geld zuschoß, und wie Haus und Stall und Scheune so stattlich instand gehalten wurden, da faßte in der Seele jedes Jünglings der Gedanke Platz, für sich allein das stattliche Anwesen zu besitzen. Und als sie das so Tag für Tag in ihrem Sinne erwogen, gerieten sie einmal in heftigen Streit, und jeder behauptete, nur allein ein Anrecht auf die Mühle zu haben. Als sie sich gar nicht einigen konnten, kamen sie auf den unheilvollen Gedanken, mit Waffen in der Hand den Zwist zu entscheiden. So liefen sie in das Haus zurück und holten daraus zwei Büchsen. Dann traten sie, etwas vom Gehöft entfernt, einander gegenüber, gleichzeitig krachten zwei Schüsse — und zum Tode getroffen wälzten sich die beiden Brüder in ihrem roten Blute.

Groß war der Schmerz der Mutter über den Verlust der geliebten Söhne, größer ihr Kummer und ihre Sorge um ihr Seelenheil, da sie als Brudermörder ihren Geist ausgehaucht. Darum ließ sie zur Sühne für den doppelten Frevel zwei kleine Kapellen an den Stellen errichten, wo jeder der Brüder gefallen war. An der einen befahl sie die Worte in den Stein zu meißeln:

Ihr all', so hier vorübergeht,
Ob ein Schmerz sei gleich meinem, seht.

Ich bin noch nie des Weges gewandert, und so weiß ich nicht, ob die Heiligtümer noch heute vom bitteren Schmerze einer Mutter und blutigem Brudermorde erzählen; ich weiß auch nicht, war es früher oder später, daß die Feldmühle ein greuliches Räuberneß war, das weithin in der ganzen Umgegend berüchtigt war. Dazumal hat sich nun folgendes zugetragen.

Saß da eines Abends in einem Hause in Neunz eine stattliche Zahl flachshaariger Dirnen und trieb eiligst die Spinnräder. Und zwischen ihnen saß auch mancher junge Bursche, und Scherzworte flogen hin und wieder. Aber auch manche schaurige Geschichte wurde erzählt; vom Wassermanne, der in der Kamitz wohnte und jährlich seine Opfer unter den Menschen forderte, von dem Manne aus Neisse, der sich selber durch die Gassen der Stadt im Mondlichte hatte schreiten sehen, und wer weiß, was noch.

Dann kam die Rede auch auf die verrufene Feldmühle, und die Mägde rückten ängstlich aneinander, so daß die Burschen sie neckten und verspotteten. Da erhob sich eine der Mägde, ein kräftiges Weib, und sprach: „Was gebt ihr mir, so gehe ich augenblicklich zur Mühle

und bringe euch Kunde, was ich dort gesehen habe.“ Ungläubig schüttelten alle die Köpfe; als sie aber bei ihrem Entschlusse blieb, versprachen sie ihr reichlichen Lohn, wenn sie die Tat wage.

So schritt das kühne Mädchen in die Nacht hinaus und kam zu dem gefürchteten Gehöft. Durch ein Loch in der Mauer kroch sie hinein, um zu erspähen, was



sich dort zutrage, und es dann den andern Rockengängern zu berichten. Aber ehe sie noch etwas erschaut, ertönte lautes Hundegebell, und rasche Schritte nahen aus dem Dunkel der Nacht, wilde Flüche erschollen dazwischen. Nun galt es schnellste Flucht.

Über Wiesen und Felder ging die wilde Jagd, aber leichtfüßig eilte die junge Dirne den Verfolgern voraus, wenn sie ihr zum Teil auch dicht auf den Fersen blieben. Jetzt ist sie an dem Hause angelangt, wo die Genossinnen ihrer in Angst und Sorge harren. Schon zückt der vorderste Räuber sein Schwert, um sie niederzuschlagen

— da ist sie in demselben Augenblick durch die offene Tür im Innern des Hauses verschwunden. Krachend fällt das Schwert auf das Türgewände, und Stücke Holz spittern zur Erde.

Die Spuren des Hiebes blieben sichtbar, bis nach Jahrhunderten ein neues Haus dort entstand, und jeder Besitzer wies sie seinen Kindern und erzählte ihnen von der kühnen Magd. Das hatte sich diese ausbedungen, daß die Tür zu schneller Rettung offen stehen bleibe. Hätte sie es nicht getan, so wäre sie den Streichen des grimmen Räubers erlegen. p.



Das verjuntene Schloß

Unweit von Lubschau (Kreis Lublinitz) erhebt sich ein ziemlich steil ansteigender Hügel. Das ist der Grojez. Dort stand vor alten Zeiten ein Schloß, das einem tschechischen Edelmann gehörte. Er hatte eine wunderschöne Tochter. Die war sein einziges Kind. Der Edelmann und seine Frau hofften beide, daß sie einmal einem sehr reichen und vornehmen Manne die Hand zum Ehebunde reichen würde.

Die Jungfrau aber liebte einen ganz armen, aber braven und schönen Bauernburschen aus dem Dorfe. Da ihre Eltern davon nichts wissen wollten, konnten die Liebenden sich nur heimlich sehen. Dazu paßte am besten die Zeit während des Gottesdienstes am Sonntag. Da waren die Eltern des Fräuleins und alle anderen Leute aus dem Schlosse in der Kirche, und der Bräutigam konnte ungehindert zu ihr gelangen.

Da die Tochter aber jeden Sonntag eine andere Ausrede hatte, um nicht in die Kirche zu müssen, wurden die Eltern aufmerksam. Besonders die Mutter war sehr unglücklich darüber. Wie sie nun eines schönen Tages die Jungfrau wieder aufforderte, mit in die Andacht zu kommen, und diese durchaus nicht wollte, ergriff die Edelfrau ein heftiger Zorn: „So sollst du auf der Stelle versinken!“ rief sie der Tochter in höchster Wut zu. Dann drehte sie ihr den Rücken und wanderte mit den anderen zur meilenweit entfernten Kirche.

Wie aber erschrakten die Edelfrau und ihr Mann, als sie nach Stunden wiederkamen und das Schloß wirklich in der Erde versunken war. Von der Tochter und ihrem Liebsten war nirgends eine Spur zu sehen. Nur ein großes Loch, das man auch noch heute dort auf dem Berge sehen kann, zeigte, wo die Erde sich aufgetan und das Schloß mit dem Liebespaar verschlungen hatte.

Der Edelmann aber wollte nicht mehr auf dem unheimlichen Grojokberge wohnen. Er zeigte auf einen anderen nahen Hügel und sagte: „Ta góra jest mi lubsza.“ D. h., der Berg ist mir lieber. Er baute sich auch wirklich dort ein neues Schloß, und nach seinem Ausspruch heißt der dazugehörende Ort Lubschau.

Wer in der Nacht zwischen zwölf bis eins siebenmal auf den Knien um den Grojok herumrutscht, kann das verwunschene Edelräulein erlösen. Alle Reichtümer, die mit dem Schloß versunken sind, gehören dann ihm allein. Ob es wohl einem gelingen wird? h.



Schlangensage

Ein armer Holzhacker lebte mit seiner Frau zufrieden und glücklich. Denn wenn sie auch nicht reich waren, so hatten sie doch immer noch satt zu essen gehabt. Ihr größtes Glück aber war ein niedliches, kleines Mädchen, das sie beide von Herzen lieb hatten. Es war auch ein putziges Dingel und spielte stundenlang vergnügt mit einem Tannenzapfen, den ihr der Vater mitgebracht, oder ähnlichen Sachen. Am liebsten saß es immer auf der Erde. Darum gab ihm zu Mittag die Mutter sein Näpfchen mit Essen auch herunter und ließ es unten auf der Diele sitzen und seine Mahlzeit halten. Suppe aß das Kind recht gern, aber die Kartoffeln mochte es nicht immer. Deshalb sagte die Mutter manchmal zu ihm: „Du Hundsfott kleiner, willst du wohl auch die Kartoffeln essen. Sonst kriegst du morgen keine Suppe.“

Eines Tages sprachen die Eltern beim Essen eifrig miteinander und achteten nicht sonderlich auf das Kind. Da hörten sie plötzlich, wie es sagte, ganz wie es das von der Mutter gehört: „Du Hundsfott kleiner, du sollst auch Kartoffeln essen, nicht bloß Suppe, sonst kriegst du morgen keine Suppe.“ Die Eltern mußten lachen, denn es klang sehr drollig, wie die Kleine die Worte der Mutter so altklug wiederholte. Dabei sahen sie sich nach dem Kinde um, mit wem es wohl spräche, ob

mit seiner hölzernen Puppe oder vielleicht mit einer Fliege, die sich auf seinen Teller gesetzt hatte.

Da aber verstummte ihr Lachen, und sie wurden fast gelähmt vor Entsetzen. Denn bei dem Kinde sahen sie eine Schlange, die ganz dreist mit aus dem Näpfchen fraß. Sie blieben ganz ruhig sitzen, um das Tier nicht zu stören, weil sie fürchteten, es könnte sonst dem Kinde etwas antun. Nach einer Weile verschwand die Schlange wieder durch die offene Thür in den kleinen Garten.

Den nächsten Tag paßte der Vater auf, ob die Schlange wiederkommen würde. Wirklich kam sie auch zur Essenszeit langsam durch den warmen Sonnenschein kriechend wieder auf das Haus zu. Der Vater ergriff schnell seine Art und schlug das Tier tot. Beim Essen fragte das kleine Mädchen immerfort nach der Schlange. Es wollte ihr etwas übrig lassen, damit sie doch nicht zu hungern brauche. Da sagten ihr die Eltern, daß die Schlange draußen vor der Schwelle läge und tot sei. Sofort fiel das Kind um und war auch tot. So hatten die Leute ihr einziges, liebes Töchterlein verloren.

h.



Die Heimkehr des Verschollenen

Zwei Meilen von Ottmachau erhob sich einst bei dem Dorfe Neuhaus eine stattliche Burg. Zu der Zeit, als zahllose Menschen in der Christenheit von dem Gedanken ergriffen wurden, das Heilige Land aus den Händen der ungläubigen Türken zu erretten, beschloß auch der damalige Ritter von Neuhaus, das Kreuz zu nehmen, um für die Sache des Erlösers zu kämpfen und seine Sünden in den Mühen und Gefahren eines solchen Zuges nach dem fernen Osten abzubüßen.

In der Heimat aber ließ er die geliebte Gattin und ein kleines Töchterlein zurück. Voll Sehnsucht harrten diese auf die Rückkehr des Gatten und Vaters, aber Jahr auf Jahr verging, und keine Kunde von ihm kam auf die Burg. Schon begann man ihn als einen Toten zu betrauern.

So waren schon sieben Jahre hingeschwunden, seitdem der Ritter in die unbekannte Ferne gezogen war. Da erschien auf der Burg Neuhaus ein gar stattlicher Graf, und als er die schöne Herrin erblickte, gewann er sie von Herzen lieb und warb um ihre Hand. Wohl gefiel auch ihr der Ritter, aber nicht eher wollte sie zu einem neuen Ehebunde schreiten, als bis sie Gewißheit vom Tode ihres Gemahls habe. Weil aber der Graf sie gern sobald als möglich sein eigen genannt hätte, so nahm er zu einem Betrug seine Zuflucht. Auf sein

Anstiften hin kehrte nicht lange darauf ein fremder Knappe auf der Burg ein; der gab vor, geradenwegs aus Palästina zu kommen. Und als man ihn fragte, ob er nichts von dem Herrn von Neuhaus gehört habe, machte er ein betrübliches Gesicht und meldete, daß er vernommen, wie der schon vor Jahren im Kampfe gegen die Türken ums Leben gekommen sei.

Da war großes Trauern im Frauenhause der Burg, aber als nun der Graf seine Bewerbung wiederholte, sagte die Herrin nicht mehr nein, und die Hochzeit wurde auf eine kurze Frist festgesetzt.

Als der bestimmte Tag erschienen war, herrschte eitel Freude und Lust auf der Burg und im ganzen Dorfe, und es ging hoch her bei Wein und festlicher Mahlzeit. In der Mühle aber, die am Fuße des Burgberges lag, kehrte just an diesem Tage ein armer Pilger ein, blaß und abgezehrtens Leibes und todmüde von langer Wanderfahrt. Als er vernommen hatte, daß die schöne verwitwete Burgfrau heute zum zweiten Male Hochzeit halten sollte, stieg er den steilen Berg mühsam hinan und sprach am Tore um Einlaß an.

Gern wurde er aufgenommen; denn in der allgemeinen Freude wollte man jeglichem Gutes erweisen, und zahlreiche Hände streckten sich ihm entgegen, um ihm milde Gaben zu reichen.

Der Pilger aber wehrte ab und eilte in den Saal, wo das Brautpaar bei festlichem Mahle nebeneinander saß, noch ehe der Priester sie zum Lebensbunde für immer zusammengegeben hatte. Schnell trat er hinzu und warf, ohne daß jemand es bemerkte, einen kleinen, glänzenden Gegenstand in den Becher der Burgherrin.

Bald darauf trank sie — da fiel ihr Blick auf das Innere des Bechers, erbleichend griff sie hinein und hielt in der Rechten einen prächtigen goldenen Ring. Kein Zweifel, es war der Trauring ihres ersten Gemahls! Ihrer selbst kaum mächtig, wandte sie sich suchend um, da sah sie den abgehärmten Pilger — einen Augenblick — dann hielten sich die beiden umschlungen und weinten vor Rührung und Freude. Denn der Pilger war niemand anders als der längst todgeglaubte Ritter von Neuhaus, der nach langer Gefangenschaft endlich auf das Schloß seiner Väter zurückgekehrt war.

So wurde aus der Hochzeit ein Fest des Wiedersehens. Der Graf machte wohl ein langes Gesicht, als er sich so seiner Braut beraubt sah, wenn wir aber recht berichtet sind, hat er später die Tochter des Paares als Gattin heimgeführt, nachdem sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, und hat noch manches Jahrzehnt mit ihr glücklich und zufrieden gelebt. p.



Annaberg

Zwischen Kosel und Groß-Strehlitz steigt in der Nähe des Ortes Leschnitz eine weithin sichtbare Erhebung an. Das ist der Annaberg, den ein Kloster mit einer Kirche und vielen Kapellen krönt, und Tausende ziehen alljährlich mit weithin schallendem Gesang unter der Führung wehender Fahnen auf seine Höhe.

In früheren Zeiten gehörte das Kloster mit zu den Besitzungen eines Grafen Gaschin; der war von außerordentlicher Stärke. Das war aber so gekommen. Als er noch ein ganz kleines Knäblein war, starb seine Mutter, und da man niemanden fand, der dem Kinde Nahrung gab, so wählte man zu seiner Amme eine Löwin, die auf dem Schlosse des Grafen gehalten wurde.

Davon wurde der junge Graf so stark. Mit Leichtigkeit zerbrach er z. B. ein ganz neues Hufeisen. Das war aber eigentlich noch gar nichts. Wenn ein schwerbeladener Erntewagen im vollen Laufe daherfauste, brauchte er nur mit einer Hand in die Speichen eines Rades zu greifen, und der Wagen stand im Augenblick, die Pferde aber rührten sich zitternd nicht vom Fleck.

Als nun der starke Mann seine Herrschaft antrat, beschloß er den Wallfahrtsort in einen Kalvarienberg nach dem genauen Vorbilde der heiligen Stätte in Jerusalem umzuwandeln.

Und so machte er sich selbst auf den Weg nach dem fernen Osten und verschaffte sich genaue Pläne und

Maße aller jener Orte, die er in der Heimat nachbilden lassen wollte.

Als er dann dorthin zurückgekehrt war, ging er eifrig ans Werk. Aber der Bau kostete gewaltiges Geld, und schließlich nannte der Graf nichts mehr sein, als die silbernen Knöpfe am Rocke. Voller Schmerz darüber, daß er seinen Plan aufgeben und das fromme Werk unvollendet lassen müsse, verfiel er in schwere Krankheit und starb.

Als sein Körper in einer der vollendeten Kapellen feierlichst beigesetzt worden war, fand aber seine Seele keinen Frieden. In dunkler Nacht erschien der tote Graf seinem Sohne. Er war schwarz gekleidet, um den Mund trug er eine schwarze Binde, und in der Rechten hielt er einen schwarz gestiegelten Brief.

Zitternd nahm diesen der Sohn aus der Hand des toten Vaters. Darin aber stand geschrieben, wie er ewig verdammt sein müsse, wenn das geplante Werk nicht vollendet würde, da er an Gottes Gnade gezweifelt habe und in Verzweiflung gestorben sei. Darum möge der Sohn um Gotteswillen den Bau fortsetzen und vollenden, auf daß seine arme Seele Ruhe im Grabe finde.

Der junge Graf Gaschin zögerte nicht, den Wunsch und Willen des geliebten Vaters zu vollziehen. Und so dauerte es nicht mehr allzulange, da war der Kalvarienberg mit allen seinen Kapellen und Stationen vollendet. Der Geist des alten Grafen aber hatte nun Ruhe und wurde nicht mehr gesehen. p.



Die Schweden vor Gleiwitz

Wenn man das schöne Land Schlesien durchwandert, da trifft man wohl noch manche Burgruine auf Bergeshöhe. Frägst du, wer sie zerstört hat, so erhältst du mehr als einmal die Antwort: „Das hat der böse Schwede getan, als er auch unsere Provinz in dem langen Dreißigjährigen Kriege heimsuchte.“ Und wenn dich der alte Küster durch ein ehrwürdiges Gotteshaus führt, dir seine Denkmäler zeigt und von der Kirche Schicksalen berichtet, dann wirst du auch hier vom Schweden vernehmen, der in jenen Tagen die Mauern der Stadt mit stürmender Hand genommen und den roten Hahn auf die Dächer gesetzt hatte.

So war es wohl begreiflich, daß man sich zur heftigsten Gegenwehr bereit hielt, wenn die Nachricht kam, ein schwedisches Heer nahe der Stadt. Und so haben es auch die Gleiwitzer im Jahre 1626 gemacht.

Als die Feinde vor den Mauern des festen Platzes erschienen, fanden sie die beiden Tore verschlossen und verrammelt, und auch die beiden Seitenpforten waren wohl verwahrt. Die Schweden schickten, als sie diese Vorbereitungen sahen, einen Boten in die Stadt; der sollte die Bewohner auffordern, sich zu ergeben, da sie einem Sturme doch nicht widerstehen, geschähe dies aber, doch bald in Hungersnot geraten würden.

Wie staunte der Schwede aber, als er durch die

Gassen der Stadt geführt wurde. Denn in jedem Hausflur, in den seine Blicke fielen, sah er einige Tonnen mit Hirse stehen. Daran konnten sie, so mußte er glauben, lange essen, ehe der Hunger kam. Hätte er aber näher zusehen und untersuchen können, so würde er bemerkt haben, daß nur leere Tonnen umgestürzt auf der Erde standen, und nur wenig Hirse auf der unteren Seite des Tonnenbodens in kleinen Häuflein lag.

Auf dem Markte aber stand der Bürgermeister der Stadt, von wohlbewaffneten Bürgern umgeben, und erklärte, sie würden sich nie und nimmer ergeben; denn sie hätten genug zum Verzehren und genug kräftige Arme, die Angriffe abzuwehren.

So mußte der Schwede unverrichteter Sache abziehen.

Darum schritten die Feinde zum Angriff. Als sie aber die Leitern an die Mauern anlegten und die Sprossen hinaufzusteigen begannen, wurde ihnen gar unhold der Gruß. Aus den Büchsen der Bürger empfing sie ein Hagel von Kugeln. Zwischen den Männern aber standen die Weiber; die hatten allerlei Gefäße, große und kleine, aus denen stieg Dampf empor. Denn darin war kochender Hirsebrei mit Pech vermischt. Den gossen sie den Angreifern auf den Kopf und die Schultern, daß sie, fürchtbar verbrüht, mit gräßlichem Wehgeschrei von den Leitern stürzten.

Über der Stadt aber schwebte in lichten Wolken die hehre Himmelskönigin Maria mit dem Christuskinde; die hielt ihren Mantel schützend weitausgebreitet über die bedängte Stadt; denn die fromme Bürgerschaft hatte sie um ihre Hilfe in ihrer großen Not angefleht gehabt und ein feierliches Gelübde ihr geleistet.

So bewahrten die himmlische Frau und die guten Frauen der Bürger die Stadt Gleiwitz vor Plünderung, Mord und Brand.

Ein Bürger aber — er hieß Hajok — legte seine Flinte an und schoß den feindlichen Hauptmann mit einer silbernen Kugel nieder.

Drei Tage blieben die Schweden vor der Stadt, dann zogen sie auf

Nimmerwiedersehen ab. Die Gleiwitzer Bürgerschaft aber, Männer und Frauen, hielt der Gottesmutter, was sie ihr in Stunden der Gefahr gelobt.

Denn seitdem wallfahrteten sie alljährlich zu dem

berühmten schwarzen Gnadenbilde von Tzenstochau



drüben in Russisch-Polen. Daran teilzunehmen mußte sich ein jeder Bürger in der Pfarrkirche durch einen Eid verpflichten. Er mußte dazu aber auch alle seine Kinder mitbringen; und wenn er die feierlichen Worte gesprochen, dann zog er sie an den Ohren, bis sie laut schrieen. Das sollte für ein Gelöbniß sein, daß auch sie und ihre Kinder und Kindeskinde in Zukunft der frommen Dankespflicht nicht vergessen möchten.

Kaiser Ferdinand II. aber verlieh nicht lange darauf der getreuen Stadt ein Wappen; das zeigt außer anderen Bildern einen festen Turm und über ihm schwebend die Heilige, die ihren Mantel schützend über Gleiwitz gehalten hatte.

p.



Die Teufelsbraut

Ein reicher Müller hatte eine einzige Tochter. Als sie erwachsen und hübsch geworden war, kamen von nah und fern die Freier, um sie zu werben. Dem einen gefiel wohl die Mühle, dem andern das Geld, das sie mitbekommen sollte. Manch' einer dachte ja auch an das hübsche, angenehme Mädchen zuerst. Die Müllerstochter aber war übermütig, lachte alle aus und wollte keinen heiraten. „Das geht nicht gut aus,“ sagten die Leute, „die wird noch einmal den Teufel heiraten.“ Als das Mädchen das hörte, lachte sie über die Maßen. „Nun, so heirate ich auch den Teufel,“ sagte sie.

Das sollte ihr schlecht bekommen. Eines Tages kam ein schöner Kavalier in einer herrlichen Kalesche angefahren. Er gab sich als Freier der Müllerstochter zu erkennen und wurde von den Eltern gut aufgenommen. Auch dem Müllersmädchen gefiel er wohl. Das war doch ein anderer Kerl, als die tölpelhaften Bauernsöhne, die bis jetzt um sie angehalten hatten. Dem fremden Herrn wurde nun alles gezeigt. Der Müller führte ihn im ganzen Hause und in der Wirtschaft umher, die Müllerstochter ging hinterdrein. Dabei fiel ihr auf, was für einen sonderbaren Gang der neue Freier hatte. Sie sah immer auf seine Füße und erkannte richtig eines Tages, daß er einen Pferdefuß hatte.

Da bekam sie einen heftigen Schrecken, und das

Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Denn nun wußte sie, daß der feine Herr der Teufel selbst war. Der war gekommen, weil sie im Übermut gesagt hatte, sie würde ihn heiraten. Den nächsten Tag war ein furchtbares Stürmen in den Lüften. Die Bäume rauschten unaufhörlich, die Windfahne kreischte auf dem Dache, und Mensch und Tier versteckte sich scheu im Hause, vor dem Wetter flüchtend. Dies war aber ein rechter Tag nach dem Sinne des neuen Freiers. Er forderte sein Schätzchen auf, mit ihm zu kommen. Die Müllers-tochter aber wollte nichts davon wissen und sträubte sich aus Leibeskräften.

Wie wenig sie es aber auch danach gelüstete, heute in der prächtigen Kutsche zu fahren, ehe sie sich's versah, saß sie darinnen und mit ihr der Teufel. Erst ging es in sausendem Laufe davon. Vier stattliche Rappen zogen den Wagen, der mehr flog, als daß er fuhr. So oft ein Kreuz oder eine Kirche kam, mußte der Teufel den Kopf wegwenden, denn er konnte den Anblick nicht ertragen. Da merkte die Müllerstochter, daß der Kutscher ihr Zeichen machte, wenn sein Herr sie nicht ansah. Den Kutscher dauerte das junge Blut, daß es, so jung und schön, schon dem Teufel verfallen war. Er deutete auf einen dichten Hollunderbusch, und schnell sprang die Müllerstochter aus dem Wagen und versteckte sich hinter dem Busch. Der Kutscher aber fuhr in rasender Eile davon, und so konnte der Teufel sein schönes Bräutchen nicht wiederfinden. Das verbarg sich bis zum ersten Hahnenschrei des nächsten Tages, um dann nach Haus zurückzukehren. Aber die Gegend, in der sie nun beim frühen Morgenschimmer sich umblickte,

hatte sie nie gesehen. Alles kam ihr neu und unbekannt vor und sah sie fremd an.

Als sie nun nach Haus zurückkehren wollte und die Leute fragte, wo sie wohl gehen müsse, da konnte sie erst keinen Bescheid erhalten. Endlich erfuhr sie, daß sie viele hundert Meilen von ihrer Heimat entfernt sei. So weit hatte sie der Teufel in der kurzen Zeit entführt. Da war sie sehr betrübt und sagte: „Das ist die Strafe für meinen Übermut. Hätte ich den Teufel nicht heiraten wollen, sondern lieber einen von den braven Burschen, die zu mir kamen, dann wäre mir all' dies nicht widerfahren. Nun will ich aber wandern von Mühle zu Mühle, bis ich zuletzt mit Gottes Hilfe glücklich zu meinen Eltern zurückfinde und ihnen erzählen kann, wie mir geschehen.“

h.



Der alte Fritz in Oppeln

Als das geschah, wovon ich jetzt erzählen will, war der große Preußenkönig allerdings noch nicht der alte Fritz, wie wir ihn uns gewöhnlich vorstellen, sondern er war noch ein junger Fritz und war vor kurzem erst König von Preußen geworden.

Folgendes aber trug sich im Jahre 1740 zu, nachdem der König in unsere schöne Provinz eingerückt und sie schon fast völlig erobert hatte.

Die Oesterreicher hatten bei Sackrau ein Lager bezogen, und der junge Fritz machte einen Ritt, um die Stellung und die Zahl der Feinde zu erkunden. Dabei führte ihn sein Weg durch das damals noch recht kleine und unansehnliche Oppeln. Aber die Oesterreicher hatten Nachricht davon erhalten — wenn sie den jungen Preußenkönig in ihre Hände bekämen, das wäre ein Fang gewesen, und die Kaiserin Maria Theresia würde sich nicht wenig gefreut haben! Darum machte sich eine Anzahl Husaren vom Regiment des Grafen Werner auf, den kostbaren Fang zu tun.

Als Friedrich die Feinde erblickte, blieb ihm nichts übrig, als Kehrt zu machen, denn ihre Zahl war zu groß, um mit Erfolg einen Kampf wagen zu können.

Doch umsonst. Bald waren die Husaren heran, und es entspann sich ein heftiges Handgemenge zwischen ihnen und den Begleitern des Königs.



Dieser aber suchte seine bedrohte Freiheit zu retten. Man befand sich gerade in der Odervorstadt von Oppeln. Schnell sprang Friedrich vom Pferde und eilte in das erste beste Haus. Es gehörte einer Schiffersfrau Namens Rosalie Schreier. Diese erkannte den hohen Herrn, und da sie die Feinde draußen schon nahen hörte, stülpte sie eine Maischbütte über ihn und verbarg ihn so vor unberufenen Blicken.

Die Husaren suchten alle Häuser, auch das der Schreier, ab, den König aber fanden sie nicht.

Damit aber glaubte die gute Frau ihr Rettungswerk noch nicht vollendet. Denn wie leicht konnte Friedrich in seiner Uniform, ohne Pferd, wieder in die Hände der herumstreichenden Feinde fallen.

So gab sie ihm von den Kleidern ihres abwesenden Mannes; die tat der König an, und dann ruderte ihn die Frau selbst über die Oder nach dem Dorfe Nikoline. Das Gut daselbst gehörte einem Herrn von Saurma. Der wunderte sich nicht wenig, als er in der Verkleidung des Fischers den König Friedrich erkannte, nahm ihn aber aufs beste auf. Hier fand dieser auch seine Truppen und war so einer großen Gefahr glücklich entronnen.

p.



Der Alp

Nicht weit von Leobschütz lebte vor Zeiten in einer Wirtschaft eine Frau, die war ein Alp. Alle Abende um die zwölfte Stunde stand sie aus ihrem Bette auf und verschwand. Der Mann fragte sie einmal, als sie zurückkehrte, wo sie denn gewesen sei. Er wunderte sich, daß sie immer soviel Kälte mit in die Stube brachte. Da klagte ihm die Frau ihr Leid. Sie mußte alle Nächte in den nahen Wald gehen und die Kiefern drücken, denn sie sei ein Alp.

Der Mann wollte es seiner Frau leichter machen. Damit sie nicht immer so weit in den Wald hätte, fragte er sie, welche Bäume sie jeden Abend drücken mußte. Als sie ihm diese gezeigt hatte, holte er sich ein paar Männer und ging mit ihnen in den Wald. Dort ließ er die Kiefern abschlagen und auf den Hof bringen. Wie er nun voll Freude zu der Frau laufen will, um ihr zu sagen, daß sie es jetzt nicht mehr so weit hätte, kann er sie nicht finden. Er sucht und sucht und geht zuletzt in die Schlafkammer. Da liegt die Frau auf dem Bette und ist tot.

h.



Die weiße Kapelle

Auf dem Wege von Oberglogau nach Leobschütz liegt eine kleine, weiße Kapelle. Der Wanderer, der dort eintritt, um andächtig ein Vaterunser zu beten, läßt seinen Blick wohl sinnend auf dem Altarblatt ruhen. Eine Edelfrau mit ihren Kindern und Dienerinnen ist dort dargestellt, die auf einem altertümlichen Reisewagen sitzen. Die wild sich bäumenden Pferde aber sind im Begriff, in die hochangeschwollenen Fluten eines Flusses zu rasen. Über dem allen schwebt in den Wolken das Bild der hehren Gnadenmutter.

Mit dem Bilde verhält es sich also. Früher lag dort, wo die Kapelle jetzt steht, ein dichter, dunkler Wald. Schlecht waren die Wege und schwank die Brücken, die über den nahen wilden Fluß führten.

Durch diesen Wald kam einst die Gräfin Oppersdorf mit ihren Kindern des Weges gefahren. Schon sind sie mit dem schweren Wagen auf den holperigen Wegen bis Mochau gelangt. Da kommt, als sie durch den Ort sind, ein heftiges Gewitter heraufgezogen.

Gerade bei dem Flusse, der von langem Regen angeschwollen ist, scheuen die Pferde vor einem grell niederfahrenden Blitz. Sie rasen auf das Wasser zu und lassen sich durch Rufe und Peitschenhiebe nicht halten. Hilflos sieht die Gräfin sich und ihre Kinder dem schrecklichen Tode des Ertrinkens preisgegeben. Sie denkt an ihren teuren Gemahl, an seinen Schmerz, den er

bei dem jähen Tode seiner Lieben habe würde, und will verzweifeln.

Da zuckt ihr ein rettender Gedanke durch den Sinn. Gelobe Maria, die dir schon so oft geholfen, ein Kirchlein, und sie wird dich auch diesmal nicht verlassen! Und wie von unsichtbaren Händen gehalten, stehen die Pferde still, lassen sich auf den Weg zurückleiten und ziehen nun ruhig und sicher den Wagen dem nahen Schlosse zu.

In Düsternis und Nacht, aber wohlbehalten, langten die Gräfin und ihre Kinder nebst den Dienerinnen dort an. Der Graf empfängt sie dankbaren Herzens. Denn er hat sie schon lange erwartet und gefürchtet, daß ihnen ein Unglück zugestoßen wäre.

Nun erzählt ihm seine Gemahlin, wie sie wirklich in großer Lebensgefahr geschwebt und wie wunderbar Maria sie daraus errettet. Auch, daß sie ein Gelübde an die Gottesmutter getan, dort ein Kirchlein zu bauen, teilt sie ihm mit.

Und der Graf willfahrt dem Wunsche seiner frommen Gemahlin und läßt an der Stelle, da die Pferde still hielten im rasenden Laufe, eine Kapelle erbauen. Zur Erinnerung und zum steten Gedenken an die wunderbare Rettung steht das Bild am Altar und zeugt von Gottes Macht und Güte. h.



Der dreibeinige Hase

Der Abend kam, und blutig rot sank als mächtiger Ball die Sonne tiefer und tiefer. Auf einer Wiese bei Kreuzendorf im Kreise Leobschütz lag ein armer Hirtenknabe; die Kühe seines Herrn weideten zerstreut umher, und er selbst schaute verträumt auf das sinkende Tagesgestirn.

Da hört er in seiner Nähe leise Schritte, und als er, aufmerksam geworden, zusieht, bemerkt er, wie aus dem nahen Erlengebüsch ein winziges graues Männlein mit langem Bart hervorkommt und auf ihn zuschreitet. Das winkt ihm und spricht: „Komm', folge mir.“

Dem Knaben ist bänglich zumute, aber ob er will oder nicht, er muß dem Männlein folgen, das ihn zu dem nahen Gebüsch führt. Dort aber erhebt sich in demselben Augenblicke ein gewaltiges Lärmen und gräßliches Geheul. Ehe aber der Knabe in seiner Herzensangst noch weiß, was er machen, ob er fliehen soll, steht ein dreibeiniger Hase vor ihm auf seinen Hinterfüßen und — o Wunder! — spricht zu ihm: „Hinter dem Brombeergebüsch da ist eine Pforte, sie steht jetzt weit auf und führt tief in den Schoß der Erde hinein. Dort liegen in großen, großen Tühen gewaltige Mengen von Gold, Silber und edlem Gestein. Wenn du mit mir kommst, so sollst du reich sein für immer.“

Während der seltsame Hase aber also spricht, steht das Graumännchen da, schüttelt mit dem Kopfe und

winkt mit dem winzigen Zeigefinger der rechten Hand, als ob er sagen wollte: „Tu es nicht.“

Unschlüssig steht der Knabe zwischen dem lockenden Dreibein, der in seinen Verheißungen fortfährt, und dem abwinkenden Graumännlein. Auf einmal wendet er sich, läuft zu diesem und ergreift ihn, wie Schutz suchend,



bei der Hand — der Hase aber ist im selben Augenblick verschwunden.

Freundlich streichelte der seltsame Alte dem zitternden Knaben die glühende Wange und sprach: „Du hast recht gehandelt, laß dich auch in Zukunft nicht von den Lockungen des dreibeinigen Hasen berücken; denn er ist niemand anders als der leibhaftige Teufel. Bleibe brav und fromm; und, wenn die Versuchung an dich herantritt, dann falte die Hände und bete!“ p.



Die Pestlinde

In dem Dorfe Nowag im Kreise Leobschütz hat sich einst etwas ganz Seltsames zugetragen.

In der Mitte des Ortes liegt gegenüber der Schule der sogenannte Zinnergarten; in dem stand bis vor einigen Jahrzehnten eine schöne, alte Linde, die unter dem Volke nur die Pestlinde genannt wurde. Mit der hatte es folgende Bewandtnis.

Kam da eines Tages ein fremder Mann ins Dorf, der ging in den Garten zu dem Baume, machte allerhand seltsame Hantierung und sprach geheimnisvolle Worte. Die Leute aber erzählten sich nachher, der Fremde habe die schreckliche Pest in die Linde gebannt, und freuten sich, daß ihnen die fürchterliche Krankheit nichts mehr anhaben könne.

Aber ihre Freude sollte nicht von langer Dauer sein.

Denn eines Tages erschien der seltsame Mann wieder, ging in den Garten und stieg in den hohlen Baum hinein. Als er aber herauskam, hielt er ein großes, schwarzes Tuch in der Hand, das breitete er aus und flog über das Dorf hinweg. Das Tuch aber enthielt nichts Anderes als die Pest selbst. Und nun begann ein gewaltiges Sterben im Dorfe, und die Totenglocke läutete Tag für Tag. Alle Menschen starben, einer nach dem anderen, und zuletzt blieben nur noch der Totengräber und ein Knecht am Leben. Die wohnten nun beisammen, hatten aber gewaltige Furcht davor, wer von ihnen noch sterben

werde. Denn der geheimnisvolle Fremde hatte verheißen, daß alle Einwohner bis auf einen sterben müßten.

So dachten die beiden Tag und Nacht daran. Als aber der Knecht wieder einmal den Schlaf nicht finden konnte, hörte er ein polterndes Geräusch auf der Bodentreppe. Wie er nachsieht, was denn geschehen ist, da erblickt er den Totengräber; der liegt am Fuß der Treppe und ist tot.

Der Knecht hat dann lange Zeit mutterseelenallein in dem Dorfe gelebt, bis andere Bewohner zuzogen und von den öden Häusern Besitz ergriffen. Denen hat er bis zu seinem Tode immer und immer wieder von der Pestlinde erzählen müssen, und wie die Vorhersage des Fremden zur Wahrheit geworden war. P.



Der gefangene Wassermann

Bei Toft am Fuß des Burgberges stand früher eine alte Mühle. Die Leute fürchteten sich, nachts dort vorbeizugehen. Auch der Müller und die anderen Bewohner der Mühle hüteten sich wohl, nach Sonnenuntergang dem Mühlrade zu nahe zu kommen. Denn von dem Rade her hörte man des Nachts viel unheimliche Stimmen und ein fürchterliches Geheul.

Da kam eines Tages ein munterer Spielmann des Weges gegangen und kehrte in der Mühle ein. Die Müllersleute gewährten ihm Obdach und Nahrung. Und da er ein kluger Mann zu sein schien, klagten sie ihm ihre Not mit dem nächtlichen Spuk. Keine Magd und kein Müllersknecht wollten lange auf der Mühle bleiben, da es ihnen vor dem Spuke grauste.

„Oho,“ sagte der Spielmann, „das ist niemand anders als der Wassermann, den wollen wir schon fangen.“ Der Müller war darüber hoch erfreut und versprach dem Spielmann, ihn, wenn er das wirklich fertig brächte, reich zu belohnen.

Spät am Abend ging also der Spielmann zum Wasser in die Nähe des Rades und wartete auf das Erscheinen des Wassermanns. Alle Leute aus der Mühle aber waren in der Mühlstube versammelt, um zuzusehen, wie der Fremde den Wassermann fangen würde.

Um Mitternacht kam wirklich der Wassermann. Als er des Spielmanns ansichtig wurde, wollte er ihn gleich

zu sich in das Wasser hinabziehen. Da nahm dieser seine Flöte in die linke Hand und blies darauf ein wunderschönes Lied. Dann machte er wiederum mit der Linken dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes, nahm einen langen Strohhalm und knüpfte in diesen mit der linken Hand drei Knoten. Damit fesselte er den Wassermann, der wie gebannt stillgehalten hatte. Er schleppte ihn an den Kachelofen und band ihn dahinter fest.

„So,“ sagte er zu den Müllersleuten, „jetzt kann der kein Unheil mehr anrichten und sich überhaupt nicht mehr von der Stelle rühren. Nur dürft ihr ihm nicht einen Tropfen Wasser geben. Denn sonst wird er wieder frei.“ — Und so war es denn auch. Der Wasser-



mann blieb gefesselt und rührte sich nicht. Die Müllersleute aber hatten Ruhe vor dem nächtlichen Spuk.

Da geschah es, daß einst alle Leute aus der Mühle aufs Feld gegangen waren und das kleine Töchterlein des Müllers ganz allein im Hause blieb. Das spielte still und vergnüglich mit einem Ball. Da entfiel ihm der Ball und rollte an den Ofen, wo der Wassermann noch immer gefesselt war.

Der aber ersah sich seinen Nutzen, daß das unverständige Kindlein so ganz allein in dem weiten, stillen Hause mit ihm war. So fing er an, das Mädchen ganz beweglich und jämmerlich um eine Tasse Wasser zu bitten. Da nun das Kind ein gar so gutes Herz hatte, konnte es auch dem armen Wassermanne seine Bitte nicht abschlagen. Es ging nach der Küche und brachte ihm das Wasser. Er hatte doch gesagt, er müßte sonst verdursten, und das hätte dem guten Kinde gar zu Leid getan.

Sowie der Wassermann nun aber von dem Wasser getrunken hatte, war er frei von den Fesseln und verschwand. Eine lange, nasse Spur vom Ofen bis zum Ufer des Mühlbaches zeigte, wohin er gegangen. Die Behandlung, die er in der Mühle erfahren, muß ihm aber nicht sonderlich gefallen haben. Denn er blieb von Stund' an verschwunden, und niemand hat ihn in der Gegend wiedergesehen. —

h.



Die Gevatterin des Wassermanns

Am Mühlteich bei Großmülmen (Kreis Neustadt) wohnte in einer elendigen, baufälligen Hütte eine arme, alte Frau. Eines Tages hatte sie beim Teiche Gras geschnitten. Als sie es zusammenrechen wollte, sprang ein kleiner Frosch immer neben ihr her. Auch hörte sie sich ganz deutlich, wie von einer menschlichen Stimme, immer beim Namen rufen. Dann verstand sie genau die Worte: „Nächsten Sonntag komm' um neun Uhr vormittags an den Teich. Da wirst du drei Ruten finden. Die reiße aus und schlage damit dreimal auf den Teich. Gleich wird sich dir ein Weg bilden bis zu einem Häuschen. Dorte gehe hinein und tue, wie dir geheßen wird.“

Sonntag früh machte sie sich voller Neugier und Erwartung, aber doch etwas ängstlich, auf den Weg nach dem Teich. Wirklich fand sie alles so, wie es der Frosch vorausgesagt hatte. Sie peitschte mit den drei bereitstehenden Ruten das Wasser. Sofort entstand ein Weg und zu beiden Seiten ein natürlicher Zaun. Am Ende des Weges sah sie ein niedliches, grasgrünes Häuschen, das aber nur einen Stock hoch war. Sie trat ein.

Da war schon eine Frau drinnen, die sagte: „Ach, da seid Ihr ja schon! Nehmt das Kind hier in den Arm und geht mit mir in den Garten hinter das Haus.“ Die alte Frau gehorchte. Da nahm die andere eine Handvoll Sand und besprengte das Kind damit, so wie

bei uns die kleinen Kinder zum Taufen mit Wasser besprengt werden. Dann befahl sie der alten Frau, ihr in das Haus zu folgen. Dort nahm sie das Kind und gab der Frau die Weisung, die Stube fein säuberlich auszufegen. Das tat die Alte denn auch gründlich, ohne aber während der ganzen Zeit ein Wort zu sprechen. Als sie nun den Kehricht zusammen hatte, sah sie sich um, wo sie den wohl hinlegen könne. Da sprach die andere Frau wieder: „Gib das nur in deine Schürze und nimm es mit nach Haus. Du kannst jetzt gehen.“

Da ging die alte Frau eilig davon, denn es war ihr doch etwas unheimlich zumute, wenn sie daran dachte, daß sie wohl beim Wassermann Gevatter gestanden. Unterwegs war es ihr, als riefen sie alle ihre Freunde und Anverwandten. Sie aber hörte nicht darauf, sah weder rechts noch links noch zurück, sondern nur nach vorn, auf ihren Weg. Und das war gut, denn sonst hätte ihr etwas zustoßen können. Auf solchen Wegen darf man sich nie umschauen. Als sie nun zu Haus anlangte, kam ihr ihre Tochter entgegen und fragte, wo sie gewesen wäre, und was sie wohl in ihrer Schürze trüge? Da erinnerte sich die Frau an das Kehricht und wollte es fortwerfen. Wie sie aber die Schürze aufmachte, funkelte und glänzte es darin wie von purem Golde. Und wirklich, als sie genauer nachsah, hatte sich all' das schmutzige Kehricht in reines Gold verwandelt. Nun waren Armut und Not vorbei. Die Frau brauchte für ihr hohes Alter nicht mehr zu arbeiten, sondern konnte sorglos leben bis an ihr seliges Ende.





Der Wassermann als Fisch

Bei dem Dorfe Zernick nicht weit von Gleiwitz liegt ein Teich. Wenn die Knaben Kühe hüten, dann halten sie sich mit ihrem Vieh meist in der Nähe dieses Wassers. Eines Tages waren wieder viele Kinder am Teiche beim Kühehüten. Da schrie eines: „Seht doch den großen Fisch, so einen habe ich noch nie gesehen!“ Die Kinder liefen nun alle herbei und warfen mit Steinen nach dem Tier. Da tauchte es unter und verschwand.

Kaum eine halbe Stunde später kam ein kleiner Junge, den die Kinder nicht kannten. Er redete ihnen zu, sich doch in dem Teiche zu baden. Es sei wunderschön in dem Wasser; wenn sie sich etwa fürchteten, dann wolle er zu allererst hinein springen.

Die Knaben bekamen auch wirklich Lust, sich in dem kühlen Wasser zu tummeln, zumal es ein heißer Sommertag war. Schon legten sie ihre Kleider ab, um ein erfrischendes Bad in dem Teiche zu nehmen.

Da kam eine Frau vorbei. Die erschrak heftig,

als sie den fremden Jungen bei den Kindern sah und merkte, daß diese ins Wasser wollten. Sie schrie den fremden Knaben an:

„Willst du wohl machen, daß du fortkommst! Ich weiß schon, du wolltest die Kinder alle zu dir ins Wasser ziehen und ertränken.“

Als die verdühten Knaben sich nach dem neuen Kameraden umsahen, war er verschwunden. Die Frau aber sagte: „Seid nur froh, daß ihr noch nicht im Wasser waret, als ich kam, denn sonst wäret ihr samt und sonders elend ertrunken. Das war nämlich der Wassermann. Gestern, wie ich abends vorüberging, stand er auch da und wollte mich ins Wasser ziehen. Ich aber nahm die Beine auf den Buckel und lief, so schnell ich konnte, weg; da konnte er nicht so rasch nach, um mich zu fassen.“

Die Kinder fürchteten sich seit diesem Tage vor dem unheimlichen Teiche und weideten ihre Kühe an anderen Stellen. Jetzt aber, da schon ihre Kinder wieder so groß sind, daß sie mit dem Vieh auf die Weide gehen, denkt wohl niemand mehr an den Wassermann und an diese Begebenheit, die sich vor vielen Jahren hier zugetragen hat.

Nur wenn zur heißen Sommerszeit ein Junge der Mutter erzählt, wie er sich an diesem Tage so herrlich durch ein Bad in dem Teiche erquickt, dann warnt sie ihn wohl ängstlich vor dem Wassermann. Denn man kann nie wissen, ob und in welcher Gestalt er wohl eines Tages wieder erscheinen mag. h.



Der Schatzgräber und sein Weib

Ein pfiffiger Bauer hatte ein einfältiges und leichtgläubiges Weib. Auch war es, wie leider fast alle Weiber, sehr schwachhaft und konnte kein Geheimnis bei sich behalten. Wenn der Bauer ihr etwas erzählte und hinzufügte: „Daß du das beileibe nicht wieder der Nachbarin Kunz erzählst,“ dann versprach sie's ihm hoch und teuer, es nicht zu tun. Sie hielt auch ihr Versprechen, denn zu der Nachbarin, die ihr Mann genannt, ging sie nicht hin. Aber kaum traf sie irgend eine andere Bekannte, da ließ es ihr keine Ruhe, und sie erzählte es ihr unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit. Was aber z w e i Weiber wissen, das weiß in einer halben Stunde das ganze Dorf.

Der Bauer wußte nun, wie er mit seinem Weibe dran war und vertraute ihr kein Geheimnis mehr an. Einst aber fand er beim Ackern auf dem Felde einen Schatz, den er allein nicht heben konnte. So mußte er denn sein Weib um Hilfe angehen. Wie aber sollte er es anfangen, damit sie endlich einmal reinen Mund hielte? Denn erfuhr der Gutsherr von dem Schatz, so mußte er ihn abliefern und hatte das Nachsehen.

Da kam dem pfiffigen Bäuerlein ein schlauer Einfall. Er sagte seinem Weibe, sie solle doch einmal nachsehen, ob in dem Backofen alles in Ordnung sei. Es scheine ihm, als sei da etwas kaput.

Willig folgte die Frau seiner Weisung. Kaum aber war sie drin, da schlug er — klapp — die Ofentür zu, als ob der Wind es getan hätte. Dann eilte er davon und hörte nicht auf das Kreischen und Poltern des Weibes.

Er hing einen Hasen, den er am Morgen im Kraute erwischt, an einen Angelhaken und steckte Fische in ein Netz zum Vogelfangen. Dann holte er rasch Wasser aus dem nahen Bache und goß es in die Stube, daß alles schwamm.

Nun lief er zum Backofen und öffnete die Tür. „Weib, was machst du denn dort so lange? Ach, der Wind hat wohl die Tür zugeschlagen. Ja, ja, es war ein arges Wetter und wunderbare Dinge sind geschehen!“

Mit diesen Worten ließ er das brummende Weib heraus und zeigte ihm die Überschwemmung in der Stube. Dann brachte er den Hasen und erzählte ihr, der habe sich an dem Angelhaken, an dem er hing, gefangen. Die Fische aber wären durch die Luft in das Vogelnetz geflogen. Was für ein Wasser gekommen sei, das sähe sie ja in der Stube. Nun konnte sich das Weib nicht genugtun mit Ach's und Oh's über die schlimmen und wunderbaren Dinge, die sich ereignet hatten.

Als sie sich etwas von ihrem Erstaunen erholt hatte, nahm er sie mit auf das Feld, um den Schatz zu heben. Die Frau freute sich zwar über die Maßen dieses neuen Wunders. Aber als ihr Mann sie einst geärgert hatte, ging sie schnurstracks zum Gutsherrn und erzählte ihm von dem Schatz.

Der Gutsherr, der sie als einfältig und schwachhaft kannte, fragte genau nach dem Wann und Wo.

Da wollte sie es ihm so recht beweisen, daß es wirklich wahr wäre und sagte: „Ja, wißt Ihr, gnädiger Herr, das war an dem Tage, als das große Wasser kam und die Häuser überschwemmte, als die Hasen sich in der Angel fingen und die Fische durch die Luft in das Vogelneß flogen!“ „Dummes Weib,“ schrie der Gutsherr erbost, „du willst mich wohl zum besten haben? Mach', daß du fortkommst, sonst werde ich dir Beine machen!“

Die Geschichte ist schon vor langer Zeit passiert, als die Bauern noch in „Robott“ standen, das heißt: unfrei waren. Aber heute gibt's auch noch Leute, die einem Dummen etwas aufbinden, und der geht hin und erzählt's einem andern als große Neuigkeit. Wenn solch ein Hansnarr zu erzählen anfängt, dann sagen die Leute: „Ach ja, wir wissen schon, das war anno dazumal, wie der große Wind wehte.“ Und der Dumme trollt ab, denn er merkt, daß ihm niemand glauben will. —

h.





Die steinerne Braut von Leobschütz

An der Nordseite der katholischen Pfarrkirche von Leobschütz breitete seit Jahrhunderten eine mächtige Linde ihr Blätterdach weithin aus. Ihr gegenüber sieht man in der Mauer des Gotteshauses ein verwittertes Steinbild eingemauert, das eine Jungfrau in der Tracht alter Zeiten darstellt.

Linde und Stein aber gemahnen uns an ein schauriges Ereignis, das sich einst in der Stadt zuge- tragen hat.

An dem Neumarkte, gerade gegenüber der Stelle, wo dann die Linde in ihrer Jugend gepflanzt wurde, wohnte vor Jahrhunderten eine liebliche Jungfrau, die den Verlobungsring am Finger trug und mit Sehnsucht des Tages harrete, an dem der Priester sie für immer mit ihrem Bräutigam vor dem Altar zusammengeben sollte. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt.

Eines Tages lag die Jungfrau starr und steif auf dem Totenbette und wurde nach Verlauf von drei Tagen in den kühlen Schoß der Erde versenkt.

Der Totengräber aber hatte, als der Sarg noch

geöffnet daheim gestanden hatte, bemerkte, wie das Mädchen mit reicher Kleidung angetan und mit kostbarem Geschmeide geschmückt war. Da ergriff ihn die Habsucht, und er schritt, als die stille, dunkle Nacht hereingebrochen war, mit Schaufel und Hacke zum Grabe, entfernte die Erde und öffnete den Sarg.

Kaltblütig ging er an das grausige Werk, die Tote zu berauben. Wie er ihr aber die kostbaren Ringe von den Fingern ziehen will, erhebt sich die vermeintliche Tote und faßt ihn am Arme.

Fürchterliches Entsetzen bemächtigte sich nun des Räubers, und er eilte hinweg, so schnell ihn die zitternden Füße trugen. Die Jungfrau aber, die nur Scheintot gewesen war, entstieg dem Grabe, wandelte mit der Laterne des Totengräbers dem Vaterhause zu und klopfte an dessen Thür.

Das Entsetzen, als man die Totgeglaubte erblickte, verwandelte sich bald in laute Freude über die wunderbare Rückkehr aus dem Grabe, aus dem sonst niemand wiederkommt.

Zum Andenken daran aber wurde jene Linde gepflanzt, und das Steinbild der Braut in der Kirchenwand eingemauert.

p.



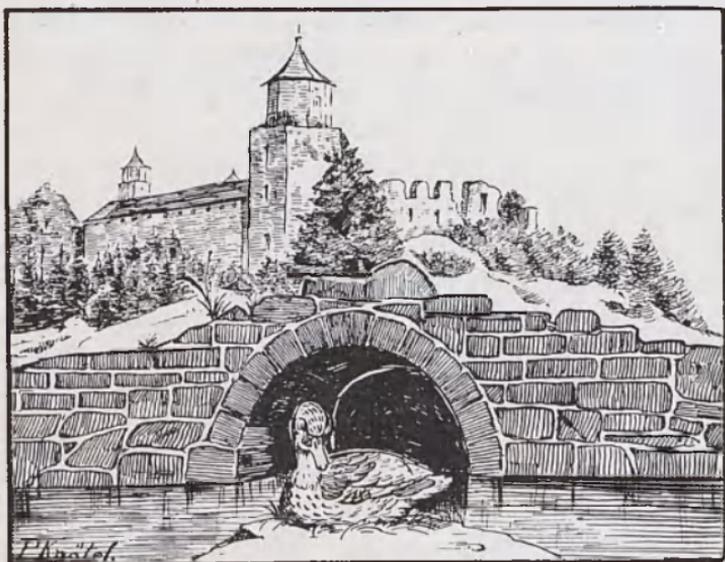
Die Ente auf den goldenen Eiern

Im Norden des kleinen Städtchens Tost erhebt sich eine Anhöhe, die von einer Burgruine gekrönt wird. Vor vielen, vielen Jahren lebte in der Burg ein Raubritter. Die Schätze, die er von seinen Raubzügen heimbrachte, verbarg er sicher in einem unterirdischen Gange. Der zieht sich noch heute wohl eine halbe Meile weit unter der Erde hin. Hier fand der Ritter mit seinen Leuten auch eine sichere Zuflucht, wenn er vom Feinde verfolgt wurde. Der Eingang dazu ist noch heute so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen kann. Wollte der Ritter sich dort mit seinen Leuten verbergen, so wurde die Öffnung mit Gestrüpp und Erde sorgfältig verdeckt. So konnte ihn niemand finden, der ihn nicht kannte. Und die Verfolger glaubten wohl, der Ritter wäre mitsamt seinen Leuten von der Erde verschlungen worden.

Auch jetzt ist der Gang noch wohlerhalten, und man könnte sich gut darin verbergen. Aber es wagt sich nun wohl niemand aus dem hellen Tageslicht hinab in die unheimliche, finstere Tiefe. Denn wie leicht könnte sich dort einer verlaufen und nie, nie wieder zurückfinden! Auch hätten die Unterirdischen Macht über einen solchen, der sie freventlich in ihrem Reiche störte. Darum also liegt der Gang nun still und verlassen. Das aber ist ewig schade!

Mitten in dem unheimlichen Gange liegt nämlich ein tiefer, tiefer See. Auf diesem See aber sitzt nun lange, lange schon auf einer kleinen Insel eine Ente in einem Neste mit goldenen Eiern.

Wer den Schatz heben will, der muß vorher drei Messen lesen lassen. Wenn er unten bei der Stelle



anlangt, dann müßte er noch dreimal durch den tiefen See schwimmen. So würde es ihm gelingen, die goldenen Eier zu holen, und sie wären sein eigen.

Aber das müßte wohl ein Sonntagskind sein. Nur solchen geschehen so wunderbare Dinge auf Erden. Wäre ich eines, dann stiege ich wohl eines schönen Sonntagmorgens hinab in die dunkle Tiefe und holte den goldenen Schatz. Dann sollte viele Not damit gelindert werden.

Denn solche Schätze haben die wunderbare Eigenschaft, daß sie nie alle werden. Aber ich bin am Freitag geboren, und so würde es mir nie gelingen. Ja, es könnten wohl die unterirdischen Geister Macht über mich gewinnen und mich da unten festhalten, also daß ich nie mehr das liebe Sonnenlicht wiedersehe. Und ich liebe die Sonne und das Leben und die Menschen! —

Darum lass' ich den Schatz einem Sonntagskinde. Das möge einst kommen und ihn heben und damit reich und glücklich werden bis an sein seliges Ende!

h.



Aus Oppelns Vergangenheit

In uralten Tagen lagen in der Nähe der heutigen Stadt Oppeln, wie überall im Lande Schlesien, ungeheure Wälder; an der Oder selbst aber dehnten sich weithin große Felder aus.

Einst verirrte sich der Fürst des Landes im Dunkel des Dickichts und fand lange keinen Ausweg. Endlich aber begannen die Bäume etwas auseinanderzutreten und Stücke des blauen Himmels sich zu zeigen. Und noch wenige Schritte, da stand der Herrscher am Rande des Waldes und sah vor sich die weite, offene Ebene, durch die sich das Silberband der Oder zog. Seinen Lippen entfuhr der Jubelruf: „O pole!“ Das ist polnisch und heißt zu deutsch: „o Feld!“ Als er bald darauf an dieser günstigen Stelle eine Stadt gründete, erhielt diese den Namen nach seinem Ausruf und heißt seitdem Oppeln.

Wer weiß, wie lange die neue Stadt schon gestanden hatte, da erschien hier auf seiner Missionsreise zu den heidnischen Preußen der heilige Bischof Adalbert von Prag und begann den Glauben an den gekreuzigten Erlöser zu predigen. Von allen Seiten strömten Leute herbei, den gottbegnadeten Mann zu hören, aber es gab auch viele, die von dem neuen Glauben nichts wissen und bei den alten Göttern verbleiben wollten.

Als sich aber eines Tages viele um Adalbert drängten, um aus seinen Händen die Taufe zu empfangen,

ging ihm das Wasser dazu aus. Da ergriff er, voll Vertrauen auf die Hilfe Gottes, seinen Hirtenstab und schlug auf den Boden, und, siehe da, aus der Erde sprang ein lebendiger Quell hervor, und er vermochte das fromme Werk der Taufe an denen zu vollenden, die seiner harrten. Infolge des Wunders traten aber noch viele andere zum Christentum über.

Im Preußenlande hat später der Heilige den Märtyrertod erlitten, und alle, alle, die damals lebten, sind längst dahingegangen, aber der Quell sprudelt bei der St. Adalbertskirche in Oppeln noch heute. p.



Die Seiga

In Altendorf bei Ratibor lebte vor nun schon mehr als dreißig Jahren eine arme, aber rechtschaffene, gutherzige Frau, namens Karoline. Sie kannte keine größere Freude, als anderen, noch ärmeren, zu helfen. War aber gar jemand krank, so eilte die gute Karoline sofort herbei, um ihn zu pflegen. Arme Frauen, die keinen Menschen auf der Welt hatten, der sich um sie kümmerte, nahm sie in ihr einziges, winzig-kleines Stübchen auf und pflegte sie treulich und liebevoll. Wenn eine solche Arme gestorben war, dann ging sie von Haus zu Haus und bettelte so lange, bis sie ein würdiges Begräbnis bezahlen konnte. Um ihrer Hilfsbereitschaft willen liebte sie jeder im ganzen Dorfe, und allen tat es von Herzen leid, daß sie zur Zeit der Cholera als eine der ersten von dieser tödtlichen Krankheit ergriffen wurde und starb. Das hatte sich aber so zugetragen.

Ein Jahr vorher war die eigene Schwester der Karoline krank und elend zu ihr gekommen. So wie diese es bei jeder Fremden tat, machte sie es natürlich auch bei ihrer Schwester. Sie stand ihr treulich bei und pflegte sie aufs beste. Zu ihrem großen Schmerze konnte aber auch die treueste Sorge hier nicht mehr helfen. Nach kurzer Zeit schon starb die Schwester, und Karoline drückte der geliebten Toten die starren Augen zu.

Als sie nun den Leichnam entkleidete, um ihn zu waschen, ergriff sie namenloses Entsetzen. Denn an einem Male, das wie eine große Schere ausah, erkannte sie, daß ihre Schwester eine Seiga war. Nun wußte sie, daß nach Verlauf von einem Jahre ein großes Sterben über das Volk kommen werde. Und dieses Sterben würde nicht eher aufhören, als bis die Schere auf dem Rücken der Seiga gänzlich verwest sein würde.

Zwar ein Mittel gab es noch, um das Unheil zu verhüten. Man mußte der Leiche den Kopf abschneiden. Dann konnte die Seiga übers Jahr nicht wieder aufstehen und dem Volke nichts antun. Die arme Karoline kämpfte schwer mit sich. Denn sie hielt es für ihre Pflicht, die Tote zu enthaupten. Wer aber könnte das wohl seiner eigenen Schwester tun, selbst wenn sie schon tot wäre und es ihr gar nicht mehr weh täte?! So brachte es die gute Frau auch nicht über ihr Herz. Sie sagte keinem Menschen ein Wort, legte die Leiche in den Sarg und ließ sie nach drei Tagen mit allen kirchlichen Ehren begraben.

Von nun aber hatte sie keine ruhige Stunde mehr. Sie wartete mit Angst und Bangen auf die Zeit, wo die Seiga ihr Würgen beginnen würde. Und wirklich — als ein Jahr vergangen war, da stand diese aus ihrem Grabe auf. Sie erschien in der Gestalt der Cholera, und ihr erstes Opfer war eine junge Mutter mitsamt ihrem kleinen Kindlein, das erst etliche Wochen zählte. Dann starben rasch hintereinander noch mehrere Frauen und Mädchen. Als die arme Karoline sah, wie sich ihre Befürchtungen erfüllten, ergriff sie heftige Reue. Hätte sie doch ihrer toten Schwester den Kopf abgeschlagen, so

klagte sie bei sich selber. Denn es wurden täglich eine große Zahl Weiber krank und starben schnell dahin.

Wenigstens in einer Weise wollte sie aber ihr Verschulden gutmachen. Die Kranken sollten nicht verlassen sein. Wenn sich auch die anderen alle vor der Ansteckung fürchteten, sie wollte hingehen und sie pflegen. Als nun wieder eine arme Frau, die sie schon von Jugend auf kannte, an der schrecklichen Cholera erkrankte, eilte sie sofort zu ihr und stand der Armen nach besten Kräften bei. Sie hoffte, daß sie doch vielleicht diese und andere wenige, die von der Krankheit befallen wurden, durch ihre Pflege am Leben erhalten könnte. Darüber erzürnte die Seiga sehr. Sie fiel über ihre eigene Schwester her, so daß diese noch eher der Krankheit erlag, als die andere Frau. Die aber mußte auch dahin.

Da bis zu dieser Zeit nur Frauen und Mädchen starben, wurden die Männer gar übermütig. Sie lungerten den ganzen lieben Tag, den Gott geschaffen, in der Schenke umher und fühlten sich vor der schrecklichen Cholera sicher. Manche sagten: „Die Seiga ist nur ein Weib; deshalb kann sie uns Männern nichts anhaben.“ Das wollte ihnen die Würgerin aber anders zeigen. Und so fingen auch die Männer an, krank zu werden und zu sterben. Wohl manch einer, der noch morgens in der Schenke gelacht und gejoht, lag schon des Abends tot auf der Bahre.

Fort und fort dauerte nun das Sterben, bis die Schere auf dem Rücken der Seiga zu verweisen anfang. Das merkte man gleich. Denn nun wurden nur noch wenig Leute krank, und es starben nur noch einzelne an der Cholera. Die meisten wurden wieder gesund.

Dann aber, als das Scherenmal ganz verschwunden war, wurde niemand mehr von der Seuche ergriffen.

So braucht die Seiga jetzt nicht mehr auf Erden zu wandeln. Sie ist erlöst und hat Ruhe im Grabe. Und mit ihr, so hoffen wir von Herzen, ihre arme Schwester Karoline. h.



Die Königin von Saba

Im 3. Buch der Könige, dem 10. Kapitel, vom 1. bis 13. Vers, wird erzählt, wie die reiche und kluge Königin von Saba, die von dem weisen Salomo vernommen hatte, an seinen Hof kam, ihn durch Rätsel zu versuchen. Und er wußte ihr alles zu deuten, und kein Wort war, das dem Herrscher verborgen blieb. Da staunte das fremde Weib und gab ihm reiche Geschenke von köstlicher Art und ungeheurem Werte. Aber auch Salomo war freigebig gegen seinen Gast und schenkte ihm alles, was er von ihm wollte und begehrte. Dann kehrte sie zurück und zog in ihr Land mit ihren Knechten; was aus ihr geworden, erzählt die heilige Schrift nicht.

In den Judengemeinden wußte man früher aber noch gar manches von ihr zu berichten.

Sie war kein menschlich Weib, sondern eine Teufelin. Das hatte der weise Salomo gar wohl erkannt und wollte ihr teuflisches Wesen vor aller Welt offenbar machen. Wenn sie auch die schönste Frau war, die man auf Erden je gesehen hatte,



so waren doch ihre Füße behaart, gleich denen eines Tieres.

Deshalb ließ der König einen Spiegel vor seinen Thron legen, und als die Unholdin sich ihm nahte, ihn zu begrüßen, meinte sie, ein Wasserbecken vor sich zu haben und hob ihr Gewand, damit es nicht naß werde. Da zeigten sich die behaarten Füße der Teufelin, und der Greuel wurde offenbar.

Da sie der Hölle entsprossen, so ist die Malkeh Schwoh — das heißt soviel wie Königin von Saba — auch nie gestorben, sondern lebt noch heute und wird leben in Ewigkeit. Wie zum weisen Salomo kommt sie gern zu klugen Männern und hilft ihnen zu unermeslichem Reichtum.

Wenn einer aus der Gemeinde plötzlich reich wurde, flüsterten die Männer und Frauen miteinander, zeigten auf sein Haus und sprachen beklommenen Herzens: „Daraus kann nichts Gutes werden, er hat es von der Malkeh Schwoh.“

Es sind bald hundert Jahre her, da borgte sich ein Gerber von dem Rabbiner 20 Dukaten und begann ein Geschäft. Auf weiten Reisen hatte er vorher gute Verbindungen angeknüpft, die benützte er jetzt und wurde ein vermögender Mann. Da erinnerte er sich, daß ihm der gute Rabbi zu seinem Glücke verholfen, ging zu ihm und legte ihm 40 Dukaten auf den Tisch. Der aber nahm nur die 20 Dukaten, die ihm von Rechts wegen gehörten, das andere Geld schob er zurück. Denn es konnte kein Segen an dem sein, was die verruchte Malkeh Schwoh dem Gerber verliehen hatte. p.



Die verschwundene Glocke

Wir alle wissen, daß die Glocken leben. Denn wie könnten sie sonst wohl am Charfreitag nach Rom wandeln? Und wie geht uns ihre Stimme zu Herzen! Mag sie nun zum Freudenfest uns in die Kirche einladen oder als kleines Totenglöcklein rufen: „Komm, komm!“

Einen sonderbaren Klang aber hat die große Glocke in Pawonkau, Kreis Lublinitz. Ich habe sie zwar noch nicht gehört, aber die Leute sagen, sie rief: „Wiepr mie wyrot, wiepr mie wyrot!“ (Das Schwein hat mich herausgewühlt.)

Den Ruf hat die Glocke so bekommen. Als sie in ihrem neuen Glanze aus der Glockengießerei nach Pawonkau gebracht wurde, da freuten sich die Leute in dem Orte von Herzen über die schöne Glocke, die sie nun haben sollten, und auf das schöne Fest, das sie feiern wollten, wenn die Glocke getauft und geweiht würde. Wohl bekamen sie nun ihre große Glocke in den Turm. Und sie hatte einen herrlichen Klang. Die Leute hörten sie alle und strömten von nah und fern herbei, wenn sie zum Hochamt rief.

Aber ein Fest hatten die Dorfbewohner nicht gefeiert. Die Glocke hing ungetauft im Stuhl und sollte so bleiben. Doch die alten Leute wackelten mit den Köpfen und sagten: „Das nimmt kein gutes Ende. Eine Glocke muß getauft werden, sonst wird sie nicht läuten, oder es wird irgend etwas Schlimmes geschehen.“

Die alten Leute wissen so etwas am besten. Denn sie haben schon viel erlebt in der langen Zeit, die sie auf Erden pilgern. Also hatten sie auch diesmal recht. Einst als der Glöckner die große Glocke läuten wollte, konnte er den Strang nicht finden. Er dachte nun, er wäre abgerissen und stieg in den Glockenstuhl hinauf, in dem die große Glocke hing. Da fuhr ihm ein gewaltiger Schrecken in die Glieder! Die Glocke war verschwunden. Und sie blieb es lange Zeit, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin.

Gestohlen konnte sie nicht sein, das hätte man merken müssen. Denn die Glocke war so groß und schwer, daß viele starke Männer nötig gewesen wären, sie nur von der Stelle zu bewegen.

Darum sagten alle, sie sei weggegangen zur Strafe dafür, daß sie nicht getauft worden war.

Mehrere Wochen waren schon verflossen. Niemand glaubte, daß die Glocke je wieder in dem Glockenstuhle der Kirche zu Pawonkau hängen und die Leute aus dem Dorfe und aus den umliegenden Ortschaften zum Gottesdienste rufen würde. Und doch hängt sie heute wieder da und ladet mit weitschallender Stimme alle weit und breit zur Kirche ein.

Einige Zeit, nachdem die Glocke verschwunden, hütete der Gemeindegirte die Schweine. Er sang dabei, und als gerade ein frommes Lied aus seinem Munde erklang, sah er, wie das größte und kräftigste Tier seiner Herde einen Strang aus der Erde herauswühlte. Das Schwein bemühte sich mit größter Anstrengung, den Strang und das, woran er hing, herauszuziehen.

Wer aber beschreibt die Freude des Hirten, als

er bemerkte, daß das Tier die Glocke freiwühlte, die man schon ganz verloren geglaubt. Er eilte in das Dorf, rief alle Bewohner zusammen und erzählte ihnen von dem Funde. Das gab einen Jubel ohnegleichen. Eine feierliche Prozession zog hinaus auf den Anger, wo die Glocke noch halb verborgen lag. Sie holten sie nun vollends heraus, und jung und alt brachte die Wiedergefundene mit Dankgebeten und frommen Lobgesängen ins Dorf zurück.

Nun ließ man ihr auch ihr Recht zukommen. Sie wurde getauft und erst dann wieder auf den Glockenstuhl gebracht. Da ist sie nun getreulich verblieben, und man hat niemals wieder von einer solchen abenteuerlichen Reise gehört, die sie unternommen hätte. Kommt aber ein Fremder ins Dorf, wenn die Glocken läuten und hört aufmerksam dem Klange zu, dann sagen die Pa-wonkauer: „Hört ihr's? Sie läutet: Wiepr mie wyrot, wiepr mie wyrot!“

h.



Die Genismännlein

In uralten Zeiten lebten im Lande Schlesien die Genismännlein. Das waren kleine Kobolde, kaum drei Käse hoch, und wohnten in der Erde. Den Menschen waren sie hold gesinnt und taten ihnen Gutes. Von ihnen stammt das Rezept zu dem schönen Streuselkuchen, den wir alle, auch unser Kaiser, so gern essen. Wie man ihn backen müsse, das hat ihnen einmal eine arme Magd abgesehen und ist infolgedessen die Frau eines reichen Bauern geworden. Denn den schönen Jungfrauen waren die Zwerge besonders hold, haben aber auch manche geraubt und für immer bei sich unter der Erde behalten.

Als ihnen deshalb die Menschen feindlich gesinnt wurden, wollte es ihnen in ihrer alten Heimat gar nicht mehr gefallen, und sie beschloßen auszuwandern.

Es war eines Abends, und die Dunkelheit hatte sich schon über die Erde ausgebreitet, als ein Fischer aus Elguth (Dorf zwischen Patschkau und Ottmachau) nach getaner Arbeit mit gutem Fange nach Hause gehen wollte. Stand da plötzlich ein kleines, graues Männlein vor ihm, mit einer goldenen Krone auf dem Köpfchen und fragte ihn mit lispelnder Stimme, ob er ihn und seine Leute über die Neisse setzen wollte; es sollte sein Schaden nicht sein. Der Mann war es zufrieden und sagte ja.

Kaum hatte er zugesagt, da wimmelte es um ihn von lauter solchen kleinen Männchen, die waren einer

wie der andere, und es kamen immer mehr und mehr, und im Nu war der Kahn fast übervoll, so daß der Fischer schleunigst vom Lande abstieg, damit er nicht kenterte. Neunmal mußte er hinüberfahren, bis alle am anderen Ufer waren. Dort bedankte sich der kleine König gar artig und warf dem Manne etwas in den Hut, den dieser demütig gezogen hatte.

Als er es herausnahm, war es nichts als dürres Laub. Das ärgerte ihn gewaltig, und er warf es voll Wut auf den Boden. Wie er aber am anderen Morgen seinen Hut zur Arbeit wieder aufsetzen wollte, fiel etwas heraus und klirrte auf die Erde. Und dort sah er ein blankes Goldstück liegen. Nun lief er eilends zu der Stelle, wo er am Abend vorher das welke Laub hingeworfen hatte und suchte und suchte. Er fand aber nichts mehr, die dürren Blätter waren in alle Winde verweht.

Die Senismännlein aber hat niemand mehr wieder-
gesehen. p.





Die Gründung von Arnoldsdorf

Am Fuße der Bischofskoppe zieht sich ein tiefeingeschnittenes Tal hin, durch das der Goldbach drüben von Osterreich her sein Wasser meist ruhig, zur Zeit der Schneeschmelze oder sommerlichen Regengüsse aber tosend und tobend ins schlesische Land hineinführt. Das ist der sogenannte Wildgrund.

Friedlich zieht heute der Wanderer durch die malerische Schlucht, einst aber führte der Wildgrund seinen Namen mit vollem Recht. Denn von den Bergen her erstreckte sich durch ihn weit ins Flachland hinein ein gewaltiger Urwald. In dem hauste allerlei dem Menschen unholdes Getier. Vor allem aber machte ein riesiges Einhorn die Gegend unsicher, und nur voll Angst und Zagen wagten sich die Holzfäller in das Dunkel des Waldes, um dort ihrem mühseligen Berufe nachzugehen.

Als einst eine Schar von ihnen sich zur Arbeit begeben wollte, vernahmen sie ein ungeheures Toben

und Dröhnen und Schnaufen, das immer nur von einer Stelle herzukommen schien. Voll Schrecken wollten sie hinwegfliehen, doch siegte bei einigen die Neugier, und sie schlichen, dem Lärme folgend, näher. Da bemerkten sie das Einhorn: das hatte sich mit seinem riesigen Horn in einen mächtigen Ahorn hineingebohrt und machte nun vergebliche Anstrengungen, sich zu befreien. Umsonst — es hatte sich selbst gefangen.

Als die Männer das sahen, wurden sie wieder mutig, traten hinzu und fesselten das wilde Tier. Was aus ihm geworden, ist uns nicht überliefert. Da aber nun der Wald viel von seinen Schrecken eingebüßt hatte, ließen sich einige Leute dort nieder, wo das Einhorn gefangen worden, und nannten den Ort, den sie erbauten, Einhornsdorf oder Ahornsdorf. Daraus aber ist im Laufe der Zeit der Name Arnoldsdorf geworden.

Noch vor einem halben Jahrhundert war über dem Eingange zum Gerichtskretscham des Dorfes ein Bild angebracht, das das Einhorn zwischen einem Baume und Strauche darstellte. Darunter stand in halb erloschenen Buchstaben:

Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Zum Einhorn wird es genannt.

p.



Die Spillahulle

In einem Dorfe bei Ottmachau saßen in der Dämmerstunde die Kinder eines Häuslers um ihre Großmutter herum und baten, sie sollte ihnen doch etwas erzählen. „Nu, was soll ich euch denn erzählen?“ fragte diese. „Ich hab' viel Trauriges erlebt, das wird euch nicht gefallen.“ „Von der Spillahulle erzählt uns, Großmutter!“ rief ein kleines Mädchen. Und „Ja, ja, von der Spillahulle,“ echoten die andern.

Und die Großmutter begann:

„Jetzt hat man sie schon lange nicht mehr gesehen, die Spillahulle, und ihr wißt auch nicht, wie sie aussieht. Sie ist ein kleines, verwünschenes Weibsbild, so ein Balg wie die Wassernixe, mit kurzen Armen und Beinen, so recht altfränkisch sieht sie aus. Wenn man abends noch nicht mit der Zahl fertig ist, die man spinnen soll, und man sputet sich, den Rest zu spinnen, dann geht sie um. Sie guckt durchs Fenster und spricht: ‚Verzage nicht, verzage nicht, warum spinnst du die Zahl am Tage nicht?‘

„In Kupferhammer, wo mein Vater, euer Urgroßvater, zu Haus war, da ist einmal eine traurige Geschichte passiert.

„Die Kinder hatten's damals noch nicht so gut wie ihr. Sie durften nicht so viel rumspringen und spielen. Sie mußten verdienen helfen. Jedes bekam seine Zahl

zu spinnen für den Tag, und da hieß es fleißig sein, damit man bis zum Abend fertig wurde.

„Da waren also auch die Nachbarnleute von meinen Großeltern, die ließen ihre Kinder auch jeden Tag spinnen, aber die wurden mit ihrer Aufgabe selten fertig. Besonders das eine kleine Mädel kam nie recht vorwärts. Da sagte ihr die Mutter oft: ‚Wart’ nur, dich holt die Spillahulle schon noch mal, wenn du immer so faul bist.‘ Einmal hatte die Frau Holunderpappe gekocht. Das ist ein schwarzer Brei, der wird ins Kühle gestellt und wird dann so fest wie Gallert. Wie nun das kleine Mädel wieder nicht fertig wurde, sagte der Vater zur Mutter: ‚Seh’ doch das faule Ding raus ans Fenster bei der Holunderpappe, da kann die Spillahulle sie holen.‘ Und die Mutter nimmt wirklich das Mädel, das vor Angst ganz still war, und setzt es aufs Fensterbrett.

„Beim Abendessen wundern sich die Eltern, daß man so gar nichts von dem Kinde hört. Da sieht die Mutter nach. Aber beides ist verschwunden, das Mädel und die Holunderpappe. Darüber erschrecken die Eltern sehr. Sie fingen an, das Kind zu suchen und fragten in jedem Hause nach ihm. Alle Leute wurden herausgeklopft, und wer schon schlief, der mußte noch einmal aus den weichen Federn steigen. Da brummte mancher über die Störung. Andere kamen sogleich mit den besorgten Eltern und halfen ihnen suchen. Gesehen aber hatte das Kind niemand. Das arme Ding blieb auch verschwunden und ist nie wiedergekommen.

„Das hat auch keine andere getan, als die Spillahulle. So hat mir’s mein Vater oft erzählt, und ich

mußte auch fleißig spinnen, damit sie mich nicht etwa holte, meinte der Vater. Die Eltern von dem armen Kinde aber haben sich's sehr arg zu Herzen genommen. Sie haben sich beide hingelegt und sind nach sechs Wochen zusammen an einem Tage gestorben.

„Jetzt aber will ich Licht machen und mein Spinnrad holen. Von der Spillahulle wollen wir lieber nicht mehr reden. Es ist schon ganz finster geworden, und leicht könnte sie denken, wir rufen sie, wenn sie ihren Namen hört. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er.“

h.



Das Heer der hl. Hedwig

Im Jahre 1241 wurde bei Liegnitz gar heftig gestritten. Die wilden Scharen der Mongolen waren weit, weither aus Asien in Schlesien eingefallen und auch vor Breslau erschienen. Da sammelte Herzog Heinrich II. von Schlesien ein großes Ritterheer, um dem schlimmen Feinde entgegenzutreten. Aber der tapfere Herzog selbst und die Blüte schlesischer Ritterschaft sanken tot zu Boden.

Herzog Heinrich aber war der Sohn des Herzogs Heinrich des Bärtigen und Hedwigs, die als Heilige bei der katholischen Bevölkerung Schlesiens hohe Verehrung genießen und der gar manche Kirche und Kapelle in unserem Lande geweiht ist.

Als jene Schlacht geschlagen war, da zog St. Hedwig mit dem Heere von der Wahlstatt hinweg und führte es durch das ganze Land bis nach Oberschlesien. Hier barg sie sich in einem großen Walde bei dem Dorfe Schönwald in der Nähe von Gleiwitz und fiel mit all' den Kriegsleuten, die bei ihr waren, in tiefen, tiefen Schlummer.

Aber nicht ewig wird ihr Schlaf dauern. Denn wenn dereinst groß' Unglück über unser Land kommen wird und die Heiden dringen wieder mordend und plündernd ein, dann wird die Heilige an der Spitze ihrer Ritter aus dem Dunkel des Waldes hervorbrechen und wird die Feinde schlagen. Und von der Zeit an wird

Ruhe und Frieden im Lande sein, und Glück und Zufriedenheit werden bei seinen Bewohnern herrschen.

Jetzt aber schläft St. Hedwig noch. Kommst du in die Nähe des Waldes, dann hörst du wohl Laute wie die Atemzüge solcher, die in tiefem Schlummer liegen; vielleicht vernimmst du auch das rasselnde Geräusch aus dem Munde eines Schnarchenden. Vor bald dreißig Jahren aber — es war im Sturmjahre 1848 — hat mehr als einer Männerstimmen und Waffengeklirr gehört, und viele haben sehnsüchtig des Augenblicks geharrt, wo die große Heilige aus dem Walde herauszöge, der Menschheit zum Heil.

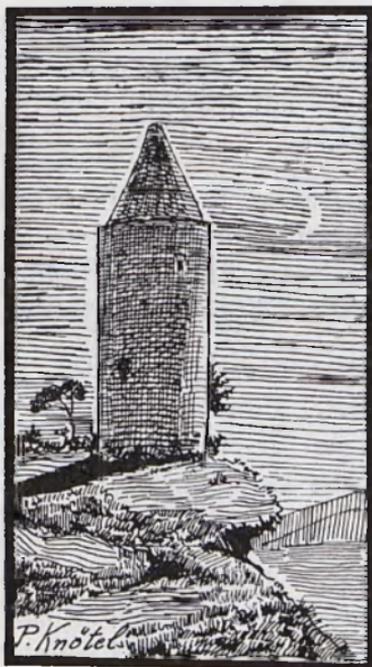
Es ist aber wieder ruhig geworden in jenem Walde, und St. Hedwig schläft noch immer und um sie herum ihr treues Gefolge.

Wann werden sie wohl erwachen?

p.



Die Subella



In einsam nächtlicher Stunde,
Wenn leis bohrt der Totenwurm,
Wenn der Wächter macht seine Runde,
Dann regt sich's im hohen Turm.

Da sitzt verschwiegen und düster
Eine hohe Frauengestalt.
Sie stört nicht des Nachtwinds Geflüster,
Der Ruf nicht des Uhus im Wald.

Den Blick zu Boden gerichtet,
Das Sinnen in weißer Hand,
So näheth sie unverdrossen
An ihrem Totengewand.

Doch die Mägde der Herrin eilen,
Wenn der neue Tag kaum erwacht.
Sie trennen mit fleißigen Händen
Den Stich, den sie nähte bei Nacht.

Denn würden sie jemals vergessen
Der wundertätigen Pflicht,
Mit dem letzten Stich am Gewande
Bräch' herein das jüngste Gericht.

Vollendet würde das Hemde,
Und sicher, wenn dies geschah,
Dann wäre der Welten Ende,
Der jüngste Tag wäre da!

Drum trennt, ihr fleißigen Mädchen,
Alltätlich. Versäumet es nicht!
O, hemmet der Totenuhr Rädchen,
Erhaltet des Lebens Licht!

h.



Dom Antichrist

Wie lange noch mag es dauern, bis das Ende der Welt da ist? Das weiß kein Mensch. Und ob noch Jahrtausende auf Jahrtausende vergehen, ob die Mägde der Subella auch getreulich den Stich alltäglich wieder trennen, den sie in der Nacht an ihrem Totenhemde gemacht, das Ende aller Dinge wird doch dereinst da sein.

Ehe es aber kommt, werden mancherlei Zeichen geschehen, und wer acht hat, wird merken können, daß Großes nahe ist.

Denn es werden durch dreißig Jahre nur Mädchen geboren werden, und dann wird es durch ebenso viele Jahre hindurch geschehen, daß nur Knaben zur Welt kommen.

Der erste Knabe aber, der dann das Licht der Welt erblickt, ist niemand anders, als der Antichrist. Wenn er dreißig Jahre alt sein wird, so alt, wie unser Heiland war, als er zu lehren begann, tritt wieder der gewöhnliche Lauf der Dinge ein, und Knaben und Mädchen werden wie früher immer durcheinander geboren.

Der Antichrist aber fährt durch die Lande in einem Wagen, der ist mit vier schwarzen Rossen bespannt. Wenn sich das Volk um den Sohn des Teufels drängt — denn niemand anders ist sein Vater — hebt er die Hand in die Höhe und wirft lauter glänzende Goldstücke unter das Volk. Das drängt heran, das balgt

und stößt sich und sucht die fallenden Stücke zu erhaschen.

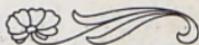
Wehe aber dem, der eins aufhebt! Er ist unrettbar dem Teufel verfallen.

In jenen Tagen werden wohl der greise Henoch, der jetzt noch hinter der Paradiesesmauer schläft, und Elias wieder erscheinen und werden predigen, und viele werden dem Worte Gottes aus ihrem Munde lauschen und gerettet werden, aber größer wird doch die Macht des Antichrist sein und zahlreicher die Schar derer, die ihm anhängen.

So wird das rote Gold auf Erden herrschen, und die Menschen werden schlechter werden und schlechter durch den Fluch des Goldes.

Bis dann die Zeit erfüllt ist, und der Menschensohn kommt, den Antichrist zu besiegen und das letzte Gericht abzuhalten und die Guten von den Bösen zu sondern für immer.

p.



Quellennachweis

Die meistbenützten Quellen werden unter den folgenden Abkürzungen angeführt:

Mitteil. = Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.
 Proubl. = Rübzahl. Neue schlesische Provinzialblätter, herausgeg.
 von Theodor Welsner.

Ph. v. W. = Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch.
 Berlin o. J.

Kastner = A. Kastner, Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens
 und insbesondere des Fürstentums Neisse und des Gelsenkes.
 Progr. des Neißer Gymnasiums 1845.

Soweit es nicht aus den Sagen selbst hervorgeht, ist die
 Gegend oder der Ort, wo sie erzählt werden, wenn bekannt, in
 Klammern beigelegt.

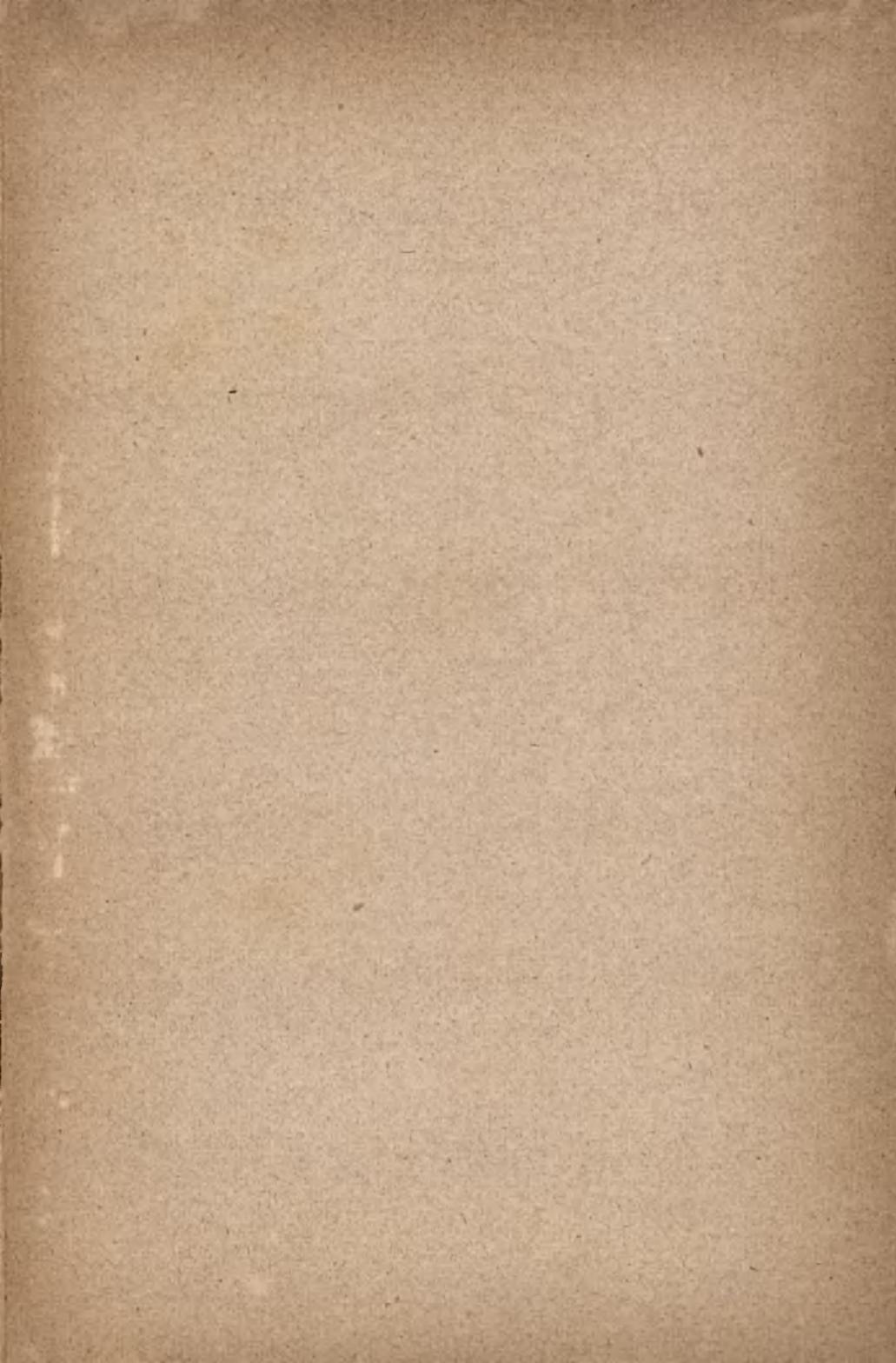
Seite

- 9 Das einfältige Bäuerlein. *Mitteil.*, 3. Heft, S. 15.
 13 Ottmachau. Triesl, topograph. Handbuch von Oberschlesien,
 Breslau 1864/65. S. 1206.
 15 Vom begrabenen Hunde. *Kastner*, S. 19 f.
 17 Vom Feuermann. *Mitteil.*, 9. Heft, S. 51 f.
 20 Das Geld im Stock. *Kastner*, S. 21.
 22 Der Mann im Monde (Leobschütz Kreis). *Ph. v. W.*,
 S. 35.
 24 Die Hunde von Alten³Grottkau. *Mitteil.*, 9. Heft, S. 74.
 25 Der Hegenmüller. Oberschlesien, herausgeg. von Dr. Zivier.
 1. Bd., S. 776 f.
 28 Die Gründung des Klosters Rauden. Potthast, Ge-
 schichte der ehemaligen Cisterzienserabtei Rauden in
 Oberschlesien. Leobschütz 1858, S. 11–13.
 31 Die Otternkönigin. *Ph. v. W.*, S. 27.
 33 Vom heiligen Hnazinth. Grabinski, L., Die Sagen, der
 Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. Schweid-
 nitz o. J., S. 14 und *Mitteil.*, 3. Heft, S. 69.
 36 Der Herzfresser. *Kastner*, S. 21.
 39 Der Berggeist als Mäuslein. Sülbier, Heimatkunde
 des Kreises Tarnowitz. Tarnowitz o. J., S. 35 f.
 43 Der Berggeist als Warner. Mündliche Mitteilung.
 46 Die Pšhiponza (Kreis Tarnowitz). P. Drechsler, Sitte,
 Brauch und Volksglaube in Schlesien, 2. Bd., Leipzig
 1906. S. 180.
 48 Die angenehmste Todesart. *Proubl.* 1872, S. 417.
 50 Die Feldmühle an der Kamitz. *Kastner*, S. 20 f.

Seite

- 54 Das versunkene Schloß. Mündliche Mitteilung; anders bei Grabinski a. a. O., S. 14 f. und H. Erner, Schlesiſche Sagen, Breslau o. J., S. 90.
- 56 Schlangensage (Beuthen). Mitteil., 9. Heft, S. 26.
- 58 Die Heimkehr des Verschollenen. Fischer und Stückart, Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Burgvesten und Ritterschlösser der preuß. Monarchie. Schweidnitz 1823. 1. Bd., S. 15 ff.
- 61 Annaberg. Ph. v. W., S. 53 f.
- 63 Die Schweden vor Gleiwitz. B. Nietsche, Gesch. d. Stadt Gleiwitz, 1886, S. 167 ff.
- 67 Die Teufelsbraut. Mitteil., 3. Heft, S. 14.
- 70 Der alte Fritz in Oppeln. C. Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrichs d. Gr., Breslau 1864, S. 19 ff.
- 73 Der Alp. Mitteil., 1. Heft, S. 46.
- 74 Die weiße Kapelle. Mündliche Mitteilung.
- 76 Der dreibeinige Hase (Leobschützer Gegend). Ph. v. W., S. 9 f.
- 78 Die Pestlinde. Ph. v. W., S. 18 f.
- 80 Der gefangene Wassermann. Mitteil., 10. Heft, S. 22 f.
- 83 Die Gevatterin des Wassermanns. Mitteil., 10. Heft, S. 26 f.
- 85 Der Wassermann als Fisch. Mitteil., 10. Heft, S. 23.
- 87 Der Schatzgräber und sein Weib. Mitteil., 6. Heft, S. 43.
- 90 Die steinerne Braut von Leobschütz. Mitteil., 2. Heft, S. 66 f.
- 92 Die Ente auf den goldenen Eiern. Grabinski a. a. O., S. 19.
- 95 Aus Oppelns Vergangenheit. S. Jdzikowski, Geschichte der Stadt Oppeln. Oppeln 1863, S. 28 und 31.
- 97 Die Seiga. Proubl. 1873, S. 448.
- 101 Die Königin von Saba. Proubl. 1866, S. 28.
- 103 Die verschwundene Glocke. Grabinski a. a. O., S. 21 f.
- 106 Die Fenismännlein. Mitteil., 7. Heft, S. 56 und 9. Heft, S. 24.
- 108 Die Gründung von Arnoldsdorf. Proubl. 1869, S. 320.
- 110 Die Spillahulle. Mitteil., 10. Heft, S. 30.
- 113 Das Heer der hl. Hedwig. Proubl. 1873, S. 185.
- 115 Die Subella. Mitteil., 9. Heft, S. 26 f.
- 117 Vom Antichrist. (Leobschützer Gegend.) Ph. v. W., S. 18 f.









Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001664955



I 635266

SL

